

prisma

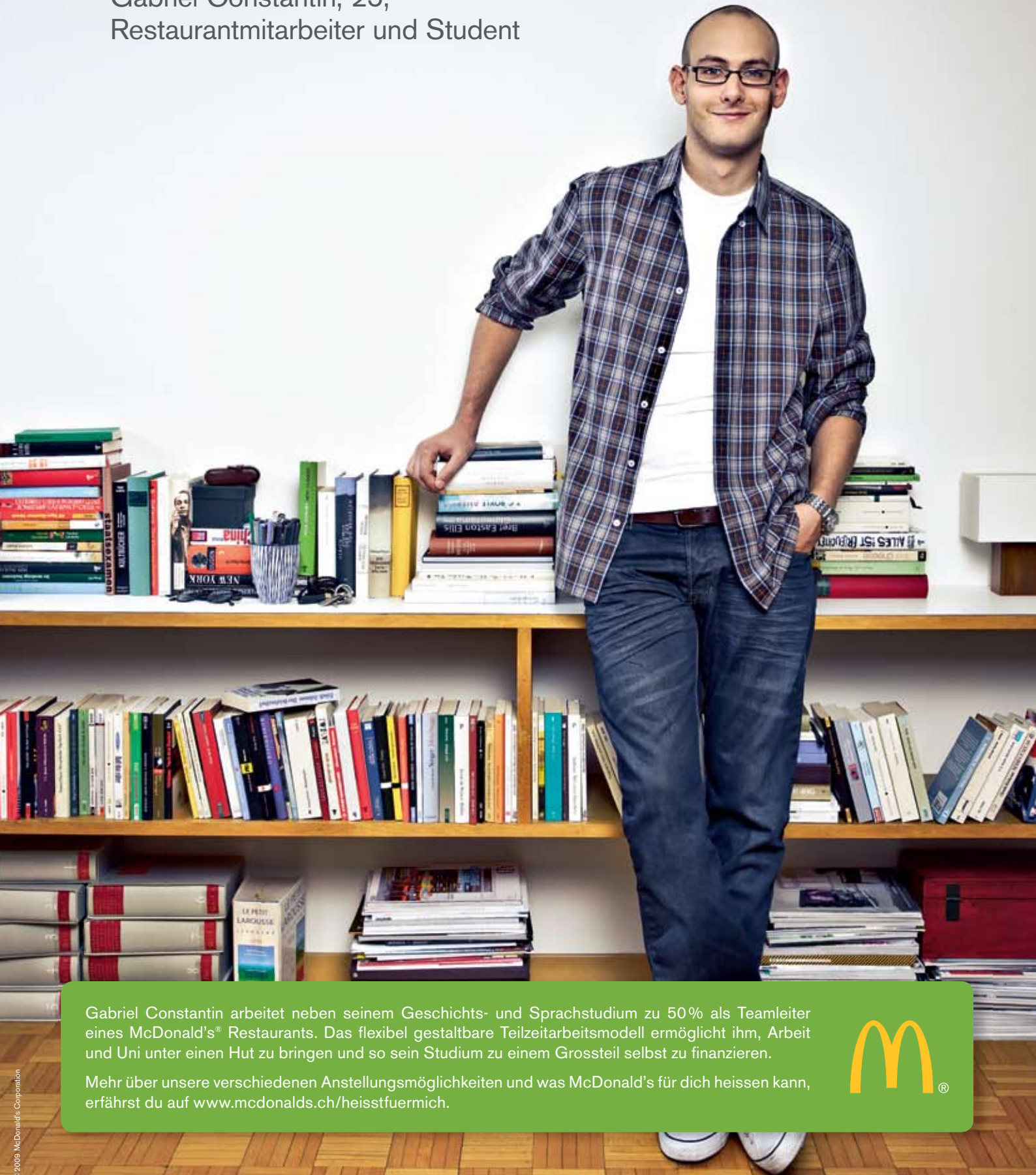
Das Magazin der Studierenden der Universität St. Gallen
April 2010 Nummer 327



Dorf

McDonald's heisst für mich, dass ich mir mein Studium selbst finanzieren kann.

– Gabriel Constantin, 25,
Restaurantmitarbeiter und Student



Gabriel Constantin arbeitet neben seinem Geschichts- und Sprachstudium zu 50% als Teamleiter eines McDonald's® Restaurants. Das flexibel gestaltbare Teilzeitarbeitsmodell ermöglicht ihm, Arbeit und Uni unter einen Hut zu bringen und so sein Studium zu einem Grossteil selbst zu finanzieren.

Mehr über unsere verschiedenen Anstellungsmöglichkeiten und was McDonald's für dich heissen kann, erfährst du auf www.mcdonalds.ch/heisstfuermich.





Jeffrey.Voegeli@student.unisg.ch
Chefredaktor

Editorial

Seldwyla revisited

Man erkennt es leicht, Dorf ist das Thema dieses Hefts. Ein dankbares Thema, wie sich schnell herausstellt. Nicht nur kommen bestimmt viele unserer werten Leser selbst vom Dorfe, die meisten werden auch eine klare Vorstellung haben, wie dieses aussieht.

Auf dem Dorf ist es gemütlich. Gerade wenn es ein Dorf ist, welches sich – zum Beispiel durch schöne Architektur oder einige berühmte Söhne und Töchter – von anderen Dörfern abhebt, freuen sich die Bewohner fast täglich über ihr Glück. Man möchte nicht, dass sich zu viel ändert, womöglich jemand den Frieden stört. Neuzugänge werden nicht so gern gesehen; bis sie akzeptiert werden und nicht mehr überall gleich auffallen, dauert es ein Jahr, manchmal zwei. Manche müssen sogar wieder wegziehen, obwohl es ihr Traum und derjenige ihrer Eltern war, einmal zu dieser exklusiven Dorfgemeinschaft zu gehören.

Doch wer glaubt wenn man mal drin sei, herrsche Friede und Freude, der irrt. In diesem Musterdorf sind manche gleicher als andere. Einzelne haben den Draht zu den Mächtigen und wissen deshalb besser als wir Durchschnittsbürger,

was gut für das Gemeinwohl ist. Was diese Leute noch besser wissen, ist was nicht gut für das Gemeinwohl ist. Gott verhöte, dass sich etwas ändern möge. Gut organisiert und effizient getarnt durch Berge von Dokumenten, Emails mit jeweils mindestens fünf Empfängern wirkt die Dorfelite hoch beschäftigt. Dabei hat man es sich mit dem Geld der Dörfler gemütlich eingerichtet und kann sich notfalls auch mit Hilfe moderner Medien am Denken hindern. Nicht dass noch Ideen aufkommen, die womöglich eine andere Antwort als Nein hervorruufen könnten.

Im Herkunftsdorf jedes Lesers ist es natürlich ganz anders. Dort gibt es demokratische Strukturen, bei Wahlen gibt es mehr als einen Kandidaten und sowieso würde man sich sofort gegen solche Zustände wehren. Leider sind wir HSGler aber recht passiv, so lang nur die halbjährliche Notenverfügung einigermaßen unseren Vorstellungen entspricht. Dabei müsste man sich eben nicht sagen «passt doch alles ...», sondern «Das geht auch besser!»

Inhaltsverzeichnis



Zwischen Weinreben und Wertkonservatismus

Seite 34 Das Leben auf dem Dorf – was für die einen das romantische Fernziel eines beschaulichen Lebensabends darstellt, wird von anderen als provinziell, rückständig und bäuerlich verspottet. Was ist dran an diesen Klischees? Eine Reportage aus dem Zürcher Weinland.



Die Wunderflunder

Seite 47 Die Welt hypt dem iPad und Steve Jobs hinterher. Doch was kann das Ding wirklich? prisma hat exklusiv für die «early adopters» an der HSG die Vor- und Nachteile recherchiert. Ob ihr es kauft, müsst ihr allerdings immer noch selbst entscheiden.

Heft

- 3 Editorial
- 33 Cartoon
- 58 Zuckerbrot & Peitsche
- 59 Das Gerücht
- Heftvorschau

Studentenschaft



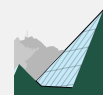
- 12 Chance vertan...
- 13 BuddySystem – What's up?
- 14 Auf in den Wahlkampf!
«Groovy, Sticky, Straight & Hot»

Aktuell



- 8 Terminkalender
- 10 Kurzmeldungen

Campus



- 16 Prüfungsrelevant!
- 18 Wirtschaftsjournalismus auf Masterstufe
- 20 Die Studienaktie – AAA Rating?
- 22 Lieber Joe
- 24 Tote ohne Begräbnis
- 25 Liberté, Egalité ... vraiment?
- 26 StartUp Weekend Zürich



Impressum

Ausgabe 327, April 2010
 Studentenschaft Universität St. Gallen
 Redaktion prisma
 Oberer Graben 3, 9000 St. Gallen,
 prisma@myunisg.ch, 071 220 37 43

Präsidentin: Bianca Liegmann
 Chefredaktor: Jeffrey Vögeli
 Finanzen: Max Winkler
 Layoutleitung: Sarah Schranz
 Aktuell: Raffael Hirt
 Campus: Luc-Etienne Fauquex
 Thema: Yannick Pengl
 360°: Lynn Reinhart
 Menschen: Matthias Mirbeth
 Layout: Fabian Barnbeck, Raphael Güller,
 Bianca Liegmann, Michael Pum
 Cartoon: Moritz Runge
 Cover: Yannick Pengl, Sarah Schranz

Anzeigenregie: Metrocomm AG,
 St. Gallen, 071 272 80 50
 Druck: dfmedia, Flawil, 058 344 96 96
 Lektorat: Monika Künzi

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,
 auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
 der Redaktion.

Guter Duft und klare Worte

Seite 56 Köche sind im Fernsehen momentan omnipräsent. Aber taugt das Kochen an sich, abseits der Kameralichter, eigentlich zum Traumberuf? Was macht das Faszinierende an diesem Beruf aus? Wir haben die Meisterköchin Vreni Giger vom St. Galler Jägerhof einen Tag lang begleitet und durften einen Blick hinter die Koch-Kulissen werfen.

Thema



- 28 Ausweisung aus dem Dorfe
Studium fertig? Raus!
- 29 Warum St. Gallen ein Dorf ist
Die provinziellen Seiten unserer Unistadt
- 30 Wenn das Wetter nicht mehr kaputt ist ...
Die beste Fotografin der Schweiz
- 34 Weinreben und Wertkonservatismus
Ein Tag im Dorfe Dorf
- 37 Das Dorf
Zwischen Vergangenheit und Zukunft
- 38 Einheitsdorf
Ein Abgesang auf den Zweckbau

360°



- 40 «Schluss mit dem Nützlichkeitsterror!»
Ein Skandinavistik-Student erzählt
- 42 prisma empfiehlt
Film ab, Ohren auf und Füsse hoch
- 44 Lisboa
Stadt der wunderschönen Kleinigkeiten
- 47 Die Wunderflunder
Pro und Contra iPad
- 48 Hong Kong vs. Appenzell
Unsere Kunstmarktkolumne

Menschen



- 51 Herausgepickt: Andreas Vogel
Ein Schauspieler an der HSG
- 52 Profs privat: Marianne Hilf
Im Strafrecht zuhause
- 54 Was läuft auf dem Dorfe?
HSGler plaudern aus dem Nähkästchen
- 56 Guter Duft und klare Worte
Hinter den Kulissen des Jägerhofs

prisma-hsg.ch



- Sieh dir das aktuelle Heft – und alle vorhergehenden Ausgaben – auch online an!
- Auf unserem Blog informieren wir dich mit dem Newsticker über das Weltgeschehen.
- Ob Buch, Verein oder Dozenten – bei uns findest du zu allem was ...



Studentenschaft

Universität St.Gallen

VOTE! PARTY

Der neue Vorstand der Studentenschaft wird gefeiert!

ELEPHANT CLUB

ST. GALLEN

WED, 05.05.10

10PM – 4AM

**WELCOME
SHOTS**

FOR EVERYBODY
UNTIL MIDNIGHT

**SPECIAL
ENTRY:**

CHF 8.-

DJ OLIVER KLINGHOFFER
DJ GUESTS:
VORSTANDSMITGLIEDER
& PROFESSOREN





Aktuell

8 Terminkalender

10 Kurzmeldungen

Agenda

April

DI
20

ak
Bogenschiessen
Bahnhof St. Gallen – 18:15

Anmeldung über
akademischerklub@myunisg.ch

MI
21

Trading Club
Hedge Fund Strategien
09-114 – 16.15

Man Investments werden uns an diesem Event die verschiedenen Hedge Fund Strategien aufzeigen und deren Performance näher beleuchten. Wir freuen uns auf euch!

SLESS
Meet Young Professionals
MLE-Haus – 19.00

DO
22

Calanda Bündnerverein
Bündnerfest 2010
Kugl – 20.00

Am Bündnerfest erwartet euch frisches Calanda Bräu zu günstigen Preisen, gute Musik, ein Hauch Bergatmosphäre und die Chance, Tageskarten für die Corvatsch Bergbahnen zu gewinnen! Viva la Grischa!

FR
23

St. Gallen Sailing
Freizeitsegeln
Kreuzlingen – nachmittags

In diesem Jahr wollen wir mit den Lacustre gemütliche Stunden auf dem Wasser fernab von Büchern und Skripten verbringen. Informationen findet ihr auf www.stgallen-sailing.org. Weitere Termine: 30. April sowie 4., 11. und 21. Mai.

DI
27

St. Gallen Sailing
Stamm
Rest. Marktplatz – 20.15

Unigay
get2gether
Church-Bar – 20.30

MI
28

Universa
Womens Day 2010
HSG

Workshop, Unternehmenspräsentationen sowie eine Diskussion und Fragerunde. Danach gibt's einen Apéro. Mehr Infos auf www.universa-unisg.ch; Anmeldung mit CV an universa@unisg.ch

DO
29

START
ISA-Verleihung
HSG

Do
29
–
FR
30

START
ENTERpreneurship
Pfalzkeller St. Gallen

«Face the Challenge. Make the Difference»
Forum für UnternehmerInnen von heute und morgen mit spannenden Vorträgen, lehrreichen Workshops und ausgedehnten Networking-Möglichkeiten. Mehr Infos auf www.startsummit.org

FR
30

LP Wirtschaftsjournalismus
Anmeldeschluss
HSG

Mehr Infos auf www.lwj.unisg.ch

toxic.fm-Ausbildungsprogramm
Anmeldeschluss
HSG

Kursstart am 26. Juli; Details auf www.toxic.fm

Mai

MO
03

prisma
Redaktionsschluss #328
HSG

SLESS
High Stakes
MLE-Haus – 19.00

FR
07

ContACT
ContACT 2010
Luzern: KKL und Radisson SAS

Ein Recruitingevent mit dem Ziel, Studierende mit herausragenden Unternehmen in Kontakt zu bringen. Eine Mischung aus «Case-Studies» und «Socialising Event».
Anmeldung unter www.cont-act.ch

MO
10

Studententheater
«Tote ohne Begräbnis»
Grabenhalle – 20.00

Premiere: Sartres «Tote ohne Begräbnis» – eine Tragödie über den Glauben an die grosse Sache, das Scheitern und die Angst vor dem Tod. Weitere Termine: 12., 16. & 17. Mai. Karten auf www.studententheater.ch

DI
11

Consulting Club & Bain & Company
Excel Training
09-115 – 16.00 bis 19.00

Improve your excel skills with experts from Bain & Company! Become a member of the Consulting Club to apply for this and other exclusive workshops! www.consultingclub.ch/membership

Unigay
get2gether
Nuts-Bar – 20.30

DI
18

UniChor
Konzert
Christkatholische Kirche SG – 19:00

Im diesjährigen Konzert führt der UniChor unter anderem Stücke des zeitgenössischen Uli Führe sowie das Pop-Songs Chormedley «Who Wrote the Book of Love?» auf. Wir freuen uns auf euer Kommen!

MI
19

SLESS
Fiesta
MLE-Haus – 18.00

MO
24

prisma
Ausgabe 328 liegt auf
HSG

DO
27

netz+ - HSG Women
Womens Talk
Bodanstrasse 8 – 18.00 bis 21.00

«Führung in Wirtschaft und Wissenschaft». Wollten Sie schon immer wissen, welche Herausforderungen mit Führung verbunden sind und wie erfolgreiche Frauen diese meistern? Anmeldung bis am 13. Mai bei netzplus@unisg.ch

prisma-hsg.ch



Kurzfristige Änderungen und die neusten Termine findest du auf dem prisma-Blog!



HSG Alumni im Web 2.0

HSG Alumni, die offizielle Ehemaligenorganisation der Universität St. Gallen, ist seit kurzem in den beliebtesten sozialen Netzwerken des Web 2.0 präsent. Auch Studierende sind herzlich eingeladen, den Gruppen auf Facebook, LinkedIn, Twitter und Xing beizutreten. HSG Alumni veröffentlicht darin regelmässig Aktuelles von der Universität und aus dem Alumni-Netzwerk. Dazu gehören Ankündigungen von Events an der HSG und von HSG Alumni, aktuelle Forschungsergebnisse und Nachrichten aus den Instituten und Centers. Du findest uns unter folgenden Links:

- <http://www.facebook.com/HSGAlumni>
- <http://www.linkedin.com/groups?gid=36759>
- http://twitter.com/HSG_Alumni
- <http://www.xing.com/net/hsgalumni>

Wir freuen uns auf deinen Beitritt!



netz+: nur für HSG-Frauen

«netz+ - HSG Women» fördert als universitätsinterne Stelle die Karriere von Frauen. Auch in diesem Semester bieten wir interessante Vernetzungsanlässe, Kurse und Förderprogramme an!

Sehen Sie in der erfolgreichen Personalführung einen Ihrer grossen zukünftigen Tätigkeitsbereiche und möchten sich gerne einmal im persönlichen Rahmen mit Ihren brennendsten Fragen zu diesem Thema beschäftigen? Dann bietet unser «Women's Talk» zum Thema Führung in Wirtschaft und Wissenschaft die optimale Gelegenheit dazu. Nutzen Sie zur erfolgreichen Erweiterung Ihres Netzwerkes unser exklusives «Dinner hoch 4» oder bereiten Sie sich optimal auf Ihre nächste Lohnverhandlung vor, wenn es heisst «verdienen, was ich verdiene».

Wenn Sie sich mit dem Gedanken an eine wissenschaftliche Laufbahn beschäftigen und Ihre akademische Kar-

riere bereits frühzeitig fördern wollen, sind Sie bei unserem «Peer Mentoring» genau richtig.

Mehr Informationen zu unseren Angeboten finden Sie auf www.netzplus.unisg.ch

St. Gallen Sailing

An Segelbegeisterte

Der Winter ist langsam zu Ende, Luft und Wasser erreichen zweistellige Temperaturen und die Vorfreude auf unvergessliche Stunden bei Wind und Wellen steigt. St. Gallen Sailing bietet dieses Jahr Freizeitsegeln mit verschiedenen Events auf dem Bodensee an, und wie bereits zur Gewohnheit geworden, wird das Raceteam spannende Wettkämpfe im In- und Ausland bestreiten. Ein absolutes Novum ist die D-Schein-Ausbildung, die St. Gallen Sailing in Kooperation mit einem Partner am Bodensee in Eigenregie zum ersten Mal durchführt.

Lust am Wassersport, Interesse an Boot-gegen-Boot-Fights bei Regatten oder Spass am Sonnenuntergangs-Relaxen auf dem Bodensee mit anschliessender Grillparty? Dann laden wir dich herzlich zu unseren Events ein. Weitere Informationen findest du auf unserer Website (www.stgallen-sailing.org) oder in unserer Facebook-Gruppe.



Studententheater St. Gallen

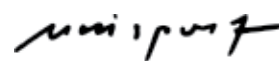
«Schauspielerei ist der perfekte Ausgleich zum kopflastigen HSG-Studium.» Gemäss diesem Motto bereichern wir schon seit über 25 Jahren das kulturelle Leben der Uni in jedem Frühjahrssemester mit einer grossen Theaterproduktion. Dabei kümmern wir uns selbst um Stückauswahl, Produktion, Finanzen, Marketing, Regie – und natürlich auch um die Schauspielerei. Im Herbstsemester bringen wir in der Regel kleinere Produktionen auf die Bühne, die jedoch nicht weniger Spass machen. Falls du deine schauspielerischen, kreativen oder organisatorischen Fähigkeiten im

nächsten Semester bei uns einbringen möchtest, melde dich am besten per E-Mail an studententheater@myunisg.ch bei uns. Wir laden dich gerne zu einem unserer wöchentlichen Meetings ein. Weitere Infos findest du auf www.studententheater.ch



Freude am Singen?

Seit 20 Jahren begeistert der Uni-Chor nun schon seine Zuhörer. Mit einem neuen Programm jedes Semester bietet dir diese Gemeinschaft eine tolle Abwechslung zum Uni-Alltag. Dieses Semester werden wir, nach unserem grossen Konzert vor Weihnachten mit dem Uni Orchester, in dem wir von Händel und Haydn gesungen haben, Zeitgenössisches aufführen. Bei uns kannst du deine Talente schulen und weiterbilden. Bei uns triffst du Sangesbegeisterte aller Jahrgänge – Assessmentstudenten wie Doktoranden. Bei uns hast du Spass und kannst dein Hobby ausüben. Bei Interesse findest du weitere Informationen auf unserer Internetseite: www.unichor.ch. Wir freuen uns über jeden engagierten Sänger und jede Sängerin!



Die Sporthalle rückt näher!

Regierungsrat Stefan Kölliker, in seiner Funktion als Erziehungsdirektor des Kantons St. Gallen und auch als Präsident des Universitätsrates, hat den Entschluss bestätigt, dass das Lehrprovisorium ab Sommer 2010 definitiv für die Sportnutzung umgebaut wird. Somit rückt die Dreifachsporthalle für alle Bewegungshungrigen und Sportinteressierten in greifbare Nähe. Ab Mitte 2011 soll sie für den Sportbetrieb nutzbar sein.

Bis es so weit ist, bietet Unisport weiterhin eine Vielzahl von Trainings und Veranstaltungen vorwiegend auf und in vielen externen Sportanlagen an. Auf dem HSG-Areal finden demnächst ein Beachvolleyballturnier, die Fussballmeisterschaft und das Tenniskurs-Turnier statt. Details wie immer unter www.sport.unisg.ch – Sport also on campus und auch vor der eigenen Haustüre.

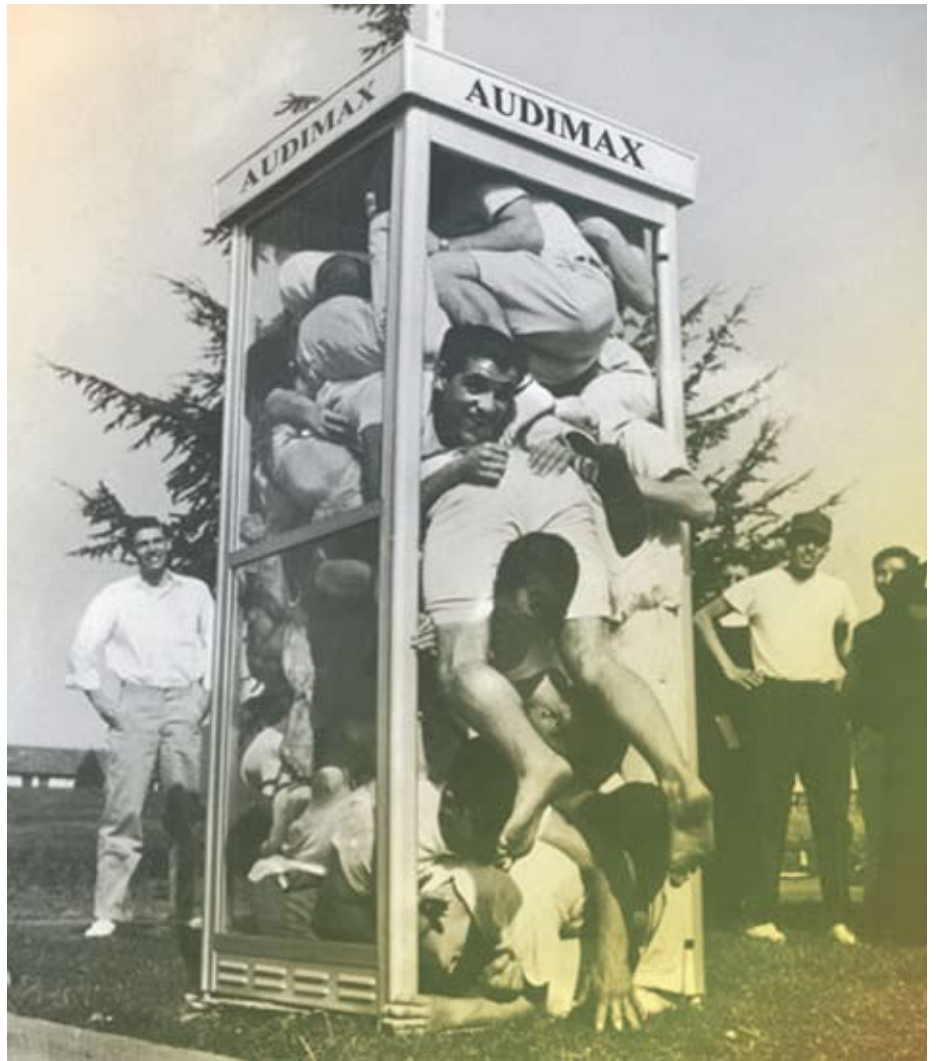


SHSG | Studentenschaft

S tudentenschaft

- 12 Chance vertan...
- 13 BuddySystem – What's up?
- 14 Auf in den Wahlkampf!
«Groovy, Sticky, Straight & Hot»

Kommentar des Präsidenten Chance vertan...



Viel ist in den letzten Wochen und Monaten zu hören gewesen: «Überfüllung», «unhaltbare Zustände», «Platzkrieg im Audimax», um nur einige Schlagworte zu nennen.

Die Studentenschaft beschäftigt sich sehr intensiv mit dem Thema Platzmangel. Um nicht immer Interessensvertretung hinter verschlossenen Türen durchzuführen und um gleichzeitig dem Bedürfnis der Studierenden nach mehr Information und Transparenz Rechnung zu tragen, kam die Idee auf, eine öffentliche Diskussionsrunde mit den Verantwortlichen der Universität, Verwaltungsdirektor Markus Brönnimann und «Prorektor Lehre» Prof. Thomas Dyllick, zu veranstalten. So sollte den Studierenden die Chance gegeben werden, ihr Feedback, ihre Kritik und ihre Anregungen zu dem Thema direkt bei den höchsten zuständigen Stellen loszuwerden oder einfach nachzufragen, was geplant ist.

Ein – wie wir dachten – sehr guter Gedanke, ganz in der Tradition eines fairen und offenen Diskurses, wie ihn die HSG immer gepflegt hat. Was könnte interessanter sein für Studierende, die sich permanent in völlig überfüllte Hörsäle quetschen müssen, als einmal direkt ihren Missmut, aber auch ihre Lösungsideen an die Verantwortlichen weiterzugeben? Aber: Die erschienenen Studierenden liessen sich problemlos an zwei Händen abzählen.

Ist das Thema denn uninteressant und wir Studierenden beschäftigen uns nicht damit? Mitnichten: Wenn Räume eine Stunde vor Unterrichtsbeginn überfüllt sind und Stühle zum Zuhören auf den Gang gestellt werden, kann dies kaum der Grund sein. Warum also präsentierte sich die Studentenschaft, die sonst immer sehr schnell ist, wenn es um Beschwerden und Kritik geht, derart uninteressiert an einer konstruktiven Lösung oder zumindest einer Diskussion

darüber? Ohne unterstellen zu wollen, dass unsere Studierendengeneration desinteressiert ist oder wir uns eher mit uns selbst als der universitären Gemeinschaft unserer Alma Mater beschäftigen: Ein fader Nachgeschmack bleibt.

Zumindest inhaltlich hielt die Diskussion jedoch, was sie versprach. Den wenigen anwesenden Studierenden wurden viele interessante Einblicke gegeben. So ist beispielsweise eine parallele Führung mehrerer Gruppen auf der Assessmentstufe geplant, so dass Übertragungen hinfällig würden. Auch die Planungen über die nächste Ausbaustufe der HSG werden angegangen und konkretisiert. Doch sind dies letztlich wieder Erfolge einer Interessenvertretung, die lediglich im stillen Kämmerchen stattfindet. Aber vielleicht ist dies ja doch das, was die Studierenden an der HSG bevorzugen...

*Sebastian Bekemeier,
Präsident der Studentenschaft*

BuddySystem – What's up?



Was machen wir?

Wir bieten den rund 450 Austauschstudierenden pro Jahr eine soziale und kulturelle Plattform während ihres Semesters an der HSG. Klartext: Wir organisieren eine Startwoche, verschiedene Events während des Semesters, damit die Exchange-Students die Schweiz besser kennen lernen können, und vermitteln Sprachpartner.

Bei uns läuft immer was, egal ob International Dinner, Städtetrips, Skiwochenende, Tandem, Bowling, Fondue Night, Bierbrauerei, Schlittschuhlaufen oder Farewell Party! Wir suchen nun zwei neue Teammitglieder, die ab Mai bereit sind, für mindestens ein Jahr beim BuddySystem ein unvergessliches Programm für die Austauschstudenten zu organisieren.

Übernimmst du gerne Verantwortung, bist neugierig auf andere Kulturen, organisierst Anlässe und möchtest mit ausländischen Studierenden hier an der Uni in Kontakt kommen? Melde dich bis zum Sonntag, den 25. April 2010, mit Lebenslauf und Motivationsschreiben bei buddysystem@myunisg.ch oder wende dich an die BuddySystem-Teammitglieder in den roten Hosen im B-Foyer.

Linda König & Lukas Troxler

Erfahrungsbericht Buddy

Stefan Schwitter, Schweiz:

«Den Entscheid, am BuddySystem teilzunehmen, fällte ich, als ich bemerkte, dass die Austauschstudenten nach einem halben Jahr fast mehr von der Schweiz gesehen hatten als ich in meinen zwanzig Jahren. Im BuddySystem lerne ich interessante Leute aus verschiedenen Ländern kennen, gehe mit ihnen feiern und frische dabei die eingerosteten Englischkenntnisse auf. Ein Highlight im Programm ist das International Dinner, bei welchem jeder etwas aus seinem Heimatland kocht, was dann auf einem riesigen Buffet aufgestellt wird! Man sollte sich jedoch beeilen, das Buffet ist normalerweise in wenigen Minuten leergegessen ...»

Wir suchen ausserdem jedes Semester über 100 Buddies, die sich freiwillig in kleinen Gruppen um jeweils drei bis vier Austauschstudenten kümmern. Ihr beantwortet ihre Fragen, gebt Reisetipps, nehmt sie mit zu WG-Partys, macht einen Ausflug oder trifft sie einfach mal zum Essen. Selbstverständlich seid ihr auch an alle unsere Anlässe eingeladen.

Anmelden könnt ihr euch unter buddysystem@myunisg.ch oder am Stand im B-Foyer: Bitte gebt Länderpräferenzen, eure Semesterzahl und Major sowie gewünschte Mitbuddies bis 29. Mai an.

Erfahrungsberichte BuddyBaby

Lindsay Sugimoto, USA:

«Coming to St. Gallen, the BuddySystem really made my experience abroad unique and memorable. The best way to understand the place you're studying in is getting to know the people. The BuddySystem offered various events throughout my exchange that allowed me to meet people within my exchange and also HSG students. I definitely would not have had as great of a time had it not been for them.»

Amélie Pion, Kanada:

«I really appreciated the fact that as soon as I arrived to St. Gallen, many social activities were organized by the BuddySystem and I truly felt welcomed and integrated.»

Vicky Kwong, Hong Kong:

«The tours that the BuddySystem organized were great to meet new friends and in exploring parts of Switzerland that I wouldn't have travelled to by myself.»

Auf in den Wahlkampf!

Wer wird neu in den Vorstand der Studentenschaft gewählt? Wer wird Präsidentin oder Präsident? Wer soll unsere Interessen im Studentenparlament vertreten? Vom 26. bis 29. April entscheiden wir mit über die Zukunft unserer Uni.

Es ist wahrscheinlich, dass die Belange der Studentenschaft nicht zuoberst auf der Prioritätenliste eines jeden Studierenden stehen. Gerade darum sind die Wahlen des SHSG-Vorstandes die beste Möglichkeit, sich einmal pro Jahr um die Geschicke unserer Studentenvertretung zu kümmern. «Unterschätzt den Einfluss nicht, den wir bei Entscheidungen der Universitätsleitung haben», meint Christian Funk, amtierender Vorstand des Ressorts Lehre. «Das Rektorat und viele Professoren schätzen die Mei-

nungen und Anliegen der Studierenden hoch ein.» Deshalb ist es nur logisch, sich zweimal zu überlegen, wen man in den Vorstand der Studentenschaft und in das Studentenparlament wählen möchte. Besonders da diese beiden Organe die offizielle Meinung der gesamten Studierendenschaft festlegen und vertreten. Hier wird entschieden, welche Forderungen und Haltungen zu Themen wie Platzproblemen, Prüfungsdesign, Internationalisierung, Lehr- und Freizeitangebot von Seiten der Studie-

renden an die Universitätsleitung herangetragen werden.

Nun liegt es an uns, die Interessenvertretung für einmal selber in die Hand zu nehmen. Mit kleinem Aufwand wird viel bewirkt. Abstimmen könnt ihr vom 26. April ab 06:00 Uhr bis zum 29. April um 18:00 Uhr unter www.myunisg/wahlen oder an der Urne im B-Gebäude. Auf in den (Wahl-)Kampf!

Annina Bosshard

«Groovy, Sticky, Straight & Hot»

Jazz an der Uni bringt Groovepack an die HSG

So stellt man sich eine Party in einem verruchten New Yorker Nachtclub vor», schreibt die Basler Zeitung über die Jazz-Band Groovepack. Am 22. April kommt herrlich fetziger Funk, Gute-Laune-Blues und Soul at its best an die Uni. Mitreissende Spiellaune, Improvisationstalent und Profiqualität haben das Quintett mit Frontmann Steff Müller

längst zu einer der Top-Funk-Formationen der Schweiz gemacht. Bei mehr als 100 Konzerten in Musikklubs, auf Open Airs und Festivals haben die Basler jede Menge Erfahrung gesammelt und werden auch an der Uni St. Gallen für gelockerte Hüften, schnipsende Finger und rhythmisch nickende Köpfe garantieren.

Mal kurz Reinhören und anschauen? Eine kleine Kostprobe von Groovepack liefert der SF-Mitschnitt ihres Auftritts bei der AVO-Session, siehe: www.groovepack.ch. Live grooven könnt ihr dann am 22. April, ab 20 Uhr, in der A-Mensa.

Fabia Pfromm





Campus

- 16 Prüfungsrelevant!
- 18 Wirtschaftsjournalismus auf Masterstufe
- 20 Die Studienaktie – AAA Rating?
- 22 Lieber Joe
- 24 Tote ohne Begräbnis
- 25 Liberté, Egalité ... vraiment?
- 26 StartUp Weekend Zürich

Prüfungsrelevant!

Noten und Prüfungen gehören zu den beliebtesten Gesprächsthemen an der HSG. Trotzdem weiss kaum einer wirklich Bescheid. prisma hat sich erkundigt.



Jeffrey.Voegeli@student.unisg.ch
Chefredaktor

Johannes Rüegg-Stürm mag seinen Job. Das wird deutlich, wenn er lebhaft von seiner Arbeit erzählt und von seinen Bemühungen, auf allen Ebenen interessante Kurse mit aktuellen Inhalten anzubieten. Trotz dieser Anstrengungen steht er in der Kritik. Bei der Assessmentprüfung in BWL diesen Winter hat er sich entschieden, das Konzept der Triple Bottom Line vertieft abzufragen. Seitdem erhält er Schmähamails von all den Studenten, die den Begriff davor noch nie gehört hatten. Doch wie kam er auf die Idee, ausgerechnet aus einem Gastvortrag ohne Folien die wichtigste Frage der Prüfung zu gestalten?

Vielleicht ist es eine Mischung aus Enthusiasmus und Naivität. Man glaubt dem Professor ohne weiteres, dass der Gastvortrag von Herrn Kunz eine der interessantesten Vorlesungen des Semesters war. Nur hören die Studierenden oft nicht zu, solange man nicht dick hinschreibt, dass der behandelte Stoff prüfungsrelevant ist. Rüegg-Stürm hätte erwartet, dass diejenigen Studierenden, die den Vortrag – aus welchen Gründen auch immer – verpasst haben, sich von ihren Kollegen die Notizen kopieren.

Die Planung des Semesters

Doch wie kommt so ein Semester überhaupt zustande? Bei einem regelmässig stattfindenden Kurs läuft ein ständiger Verbesserungsprozess, der die Evaluation des vergangenen Semesters und Entwicklungen in der Forschung zu integrieren sucht. Dabei ist nach dem Semester immer auch vor dem Semester. Die Ergebnisse der Prüfung und die Evaluation müssen ausgewertet und allfällige Verbesserungen vorgenommen werden. Dies ist besonders bei den grossen Pflichtfächern wichtig, da Änderungen auch von allen ÜbungsleiterInnen verinnerlicht werden müssen.

Beim Gespräch mit Professor Mastronardi wird allerdings deutlich, dass es grosse Unterschiede zwischen den Dozierenden gibt. Während der Jurist jede Vorlesung lang im Voraus plant und sehr systematisch vorgeht, verfolgen einige seiner Kollegen einen eher studentisch anmutenden Ansatz. Da wird scheinbar schon mal eine Nachtschicht eingelegt, damit eine Prüfung oder ein Merkblatt zum Termin fertig wird.

Am unangenehmsten, für Dozenten wie Studierende, ist das Assessmentjahr. Mastronardi meint zwar, ihm sei jede Vorlesung gleich viel wert. Rüegg-Stürm sagt aber offen, dass es auf Masterstufe oder bei den Managementseminaren, die einen integralen Bestandteil der Finanzierung der Institute bilden, interessanter zugeht. Das liegt zum einen daran, dass den Studierenden im ersten Semester noch nicht viel eigene Denkleistung zugemutet wird. Ausserdem sind die didaktischen Bedingungen auf Masterstufe weit besser – es ist unmöglich, mit über tausend Leuten eine Diskussion zu führen. Auch die Übungen in kleineren Gruppen werden zunehmend standardisiert. Wo früher noch hin und wieder ein Praktiker mit der Schilderung eines selbst erlebten Beispiels begeisterte, müssen heute alle Studenten mit identischen Fällen möglichst gleichmässig auf die Prüfung vorbereitet werden. Dementsprechend ist eine sorgfältige Planung und Abstimmung aller Veranstaltungen durch die Beteiligten wichtig. «Zum Glück», sagt Professor Rüegg-Stürm, «bilden die Übungsleiter ein sehr gutes Team und kennen sich untereinander.»

Doch die Assessmentstufe bleibt ein Problem. Für die Qualität der Universität ist es unabdingbar, die stetig wachsende Zahl der Studierenden zu filtern. Da ein

Numerus clausus bei den Wirtschaftswissenschaften aus rechtlichen und politischen Gründen nicht möglich ist, ist es müssig, über Vor- und Nachteile dieser Methode zu spekulieren. Vermutlich bleibt das Assessmentjahr die am wenigsten schlechte Methode. Laut Professor Mastronardi gehört das Assessment der HSG neben dem der ETH zu den härtesten der Schweiz. Die Qualität der Studierenden sollte demnach sehr hoch sein – zumindest theoretisch.

Und dann am Ende ...

Allerdings ist die Planung und Durchführung eines Kurses nur ein Teil der Arbeit. Etwa noch einmal so viel Zeit wird auf die Prüfung verwendet. Da hier für manchen das Studium oder (vermeintlich) die ganze Karriere auf dem Spiel steht, ist dieser Aufwand gerechtfertigt. Welche Emotionen eine Prüfung auslösen kann, hat sich deutlich auch an der oben erwähnten BWL-Klausur gezeigt. Doch wie kommt eine Prüfung zustande? Und woran liegt es, dass so viele Prüfungen fehlerhaft sind oder von den Studierenden als unfair empfunden werden?

Schon Mitte des Semesters müssen die Professoren ihre Prüfungen an das Studiensekretariat einreichen. Jedes Institut versucht wohl sicherzustellen, dass die Prüfungen fair und ausgeglichen sind. Dazu wird zum Beispiel die Prüfung in Bundesstaatsrecht zuerst von einem Assistenten gelöst, welcher dann Feedback zur Verständlichkeit der Fragen gibt. In einer zweiten Runde wird die Prüfung noch vom Institut für Wirtschaftspädagogik überprüft. Diese Dienstleistung steht für alle Prüfungen zur Verfügung. Probleme scheint es immer dann zu geben, wenn etwas Überraschendes an der Prüfung abgefragt wird oder wenn ein Fach neu konzipiert ist.



K

Kommentar

Doch das wahre Theater fängt an, wenn die Studierenden auf eine schwierige Prüfung keine gute Note erhalten. Denn die Notengestaltung ist das Element, das im ganzen Prozess am wenigsten geregelt ist. Thomas Dyllick, Prorektor für Lehre, begründet dies mit der Lehr- und Forschungsfreiheit, die es der Uni nicht erlaube, in die Notengestaltung einzugreifen. Das ist einerseits lobenswert, denn viele Studenten fürchten sich vor vorgegebenen Durchfallquoten gerade bei Assessmentprüfungen. Die Nachteile dieser Einschränkungen sind jedoch offensichtlich. Die Professoren, welche – so Dyllick – oft «gute Menschen» sind, fürchten sich vor Rekursen und benoten insbesondere auf Masterstufe zu hoch. Dies führt zum Beispiel dazu, dass der Schnitt der Masterprüfungen im Herbstsemester 2008 eine ganze Note über dem des Assessments lag. Natürlich lässt sich das zum Teil mit den vielen Assessis begründen, die in Herbstsemester 2008 ihre ersten und letzten Prüfungen geschrieben haben. Trotzdem scheint der Unterschied sehr gross.

Dieses Problem der zu hohen Noten wäre halb so schlimm, wenn es alle Studierenden gleichermassen betreffen würde. In der Tat sind es jedoch vor allem die nicht quantitativen BWL-Studiengänge, in denen die Studierenden bereits bei einer fünf über eine schlechte Note klagen. Auch Professor Mastronardi bestätigt, dass bei den Juristen die Breite der Notenskala im Allgemeinen besser genutzt wird. Der Erklärungsversuch von Prorektor Dyllick, die Studierenden hätten in bestimmten Masterprogrammen höhere Ansprüche an sich selbst und müssten auch kritischeren Arbeitgebern genügen, überzeugt wenig.

Laut Mastronardi wären die Dozenten eigentlich gefordert, eine lineare

Notenskala anzuwenden. Das heisst, der Unterschied zwischen einer Drei und einer Vier dürfte nicht grösser sein als der Unterschied zwischen einer Fünf und einer Sechs. Scheinbar halten sich viele nicht daran, sondern sorgen dafür, dass Durchfallen beinahe unmöglich wird.

Die Lösung ist – auch in den Augen von Mastronardi – klar: Die Universität muss Transparenz schaffen und zumindest für die jeweiligen Studienrichtungen den Notendurchschnitt öffentlich machen. Zudem muss den Dozenten der Rücken gestärkt werden, wenn sie sich mit Rekursen und Beschwerden konfrontiert sehen. Nach dem vorherrschenden System wird zudem der Mehraufwand, der beispielsweise durch das Korrigieren einer Arbeit entsteht, nicht honoriert. Dadurch werden simple Prüfungsformen begünstigt und eine differenzierte Bewertung der Studierenden wird erschwert.

Es wird nie möglich sein, mit einer Prüfung alle glücklich zu machen. Das Ziel ist aber auch, die Leistung der Studierenden zu überprüfen und zu bewerten. Die erwähnte BWL-Prüfung zeigt mit einem Schnitt von 3.84 eine untere Grenze auf. Die Durchschnittsnoten von über fünf auf Masterstufe sind aber auch keine Antwort. Wichtig ist letztlich, dass möglichst genau das Können der Geprüften reflektiert wird. Das ist ohnehin nur möglich, wenn die Uni einen Weg findet, die Eigenleistung der Studierenden zu vergleichen. Das bedingt, dass Letztere von den Professoren nicht gute Noten, sondern guten Inhalt fordern. Und dass diese wiederum Unterstützung für alternative Prüfungsformen erfahren, besonders auch in den stark gewichteten Hauptfächern.

Prüfungen sind deshalb so scheusslich, weil der grösste Trottel mehr fragen kann, als der klügste Mensch zu beantworten vermag», meinte einst Charles Colton (1780–1832). Der britische Priester wusste sicher, wovon er sprach, denn er hatte am berühmten Eton College bei Windsor studiert, war leidenschaftlicher Weinsammler und erfolgreicher Rebhuhnjäger (das Federvieh wurde, nebenbei bemerkt, vom Naturschutzbund Deutschland e.V. zum Vogel des Jahres 1991 gekürt). Doch Colton hatte hohe Spielschulden, wurde krank und brachte sich schliesslich um, weil er sich vor einer Operation und vor den Schuldeneintreibern fürchtete.

Was lernen wir daraus? In etwa genauso wenig wie bei den Prüfungen an der HSG. Insbesondere im Assessment geht es fast ausschliesslich darum, möglichst viel Materie auswendig zu lernen, wortgetreu wiederzugeben und anschliessend zu vergessen. Erfolg hat, wer an der Prüfung die Montage- und Fertigungstypen des Leistungserstellungsprozesses lückenlos aufzählen kann. Nur die besten Wiederkäufer der grünen Bibel kommen ins nächste Semester – da behaupte noch einer, die Kühe auf der Weide vor dem Provisorium würden nicht zur HSG passen. Wie beruhigend, dass diese Studierenden bald an der Spitze von Schweizer Wirtschaft und Politik stehen könnten. Bleibt nur zu hoffen, dass die Uni rechtzeitig auf anspruchsvolle und sinnreiche Prüfungsformen setzt, anstatt weiterhin nur dumpfes Erinnerungsvermögen zu fördern.

Luc-Etienne Fauquex



Zufriedenheit aus der
eigenen Leistung ziehen.
Ein ganz normaler
Arbeitstag für High Performer.

© 2010 Accenture. All rights reserved.

Entscheiden Sie sich für eine Karriere bei Accenture, wo vielfältige Chancen und Herausforderungen auf Sie warten und Sie wirklich etwas bewegen können – Tag für Tag. Wo Sie die Möglichkeit haben, Ihr Potenzial zu entfalten und sich fachlich und persönlich weiterzuentwickeln, Seite an Seite mit talentierten Kollegen. Wo Sie unseren einzigartigen Erfahrungsschatz nutzen können, um unsere globalen Kunden auf ihrem Weg zu High Performance zu unterstützen. Trifft das Ihre Vorstellung von einem ganz normalen Arbeitstag? Dann sind Sie bei Accenture richtig.

Mitarbeiter (m/w) für die Management- und Technologieberatung gesucht

Wir suchen Mitarbeiter für die Management- und Technologieberatung, die mit uns im Team internationale Projekte voranbringen. Sie können bei uns als Berufseinsteiger und Kandidat mit Berufserfahrung starten. Wir bieten Ihnen beste Entwicklungsmöglichkeiten in einem dynamischen und professionellen Arbeitsumfeld. Sie möchten

in einem bekannten internationalen Unternehmen Karriere machen? Sie wünschen sich einen Arbeitgeber, der Ihnen vielfältige und herausfordernde Aufgaben bietet? Dann besuchen Sie unsere Internetseite und entdecken Sie alle Details zu interessanten Positionen und den Karrieremöglichkeiten bei Accenture.

Weitere Informationen erhalten Sie ebenfalls über unsere Karriere-Infoline 044 219-5005.

Entdecken Sie Accenture auf unserer Karriereseite: entdecke-accenture.ch

entdecke-accenture.ch

• Beratung • Technologie • Outsourcing


High performance. Delivered.

Wirtschaftsjournalismus auf Masterstufe

Für alle Medieninteressierte: Ab diesem Herbstsemester wird an der HSG neu die Zusatzqualifikation Wirtschaftsjournalismus auf Masterstufe angeboten.

Das Highlight der Zusatzausbildung Wirtschaftsjournalismus ist ein zweiwöchiges Praktikum bei einem Partnermedium, wo die Teilnehmer erste Erfahrungen sammeln. Bisher konnten bereits drei Partner gefunden werden: die Handelszeitung, das St. Galler Tagblatt und der Tages-Anzeiger. In Verhandlungen steht man mit Partnern im Bereich Radio und Fernsehen, um das ganze Spektrum der Medien abdecken zu können. Die Organisatoren haben ebenfalls bei der Wahl der Dozenten Wert auf Praxisnähe gelegt. Die Studenten werden unter anderem von Markus Gisler unterrichtet, Betriebsökonom und langjähriger Chefredaktor von verschiedenen Zeitungen. Mit von der Partie ist auch Prof. Dr. Stephan Russ-Mohl, der als Professor für Kommunikationswissenschaften an der Universität Lugano tätig ist und das Europäische Journalismus-Observatorium leitet.

Wieso Wirtschaftsjournalismus?

Ein Journalismuslehrgang an der HSG ist nicht unbedingt eine naheliegende Kombination. Tobias Heinisch, administrativer Leiter des Lehrprogramms, sieht jedoch verschiedene Gründe darin, weshalb ein solcher Mix Sinn macht. Einerseits steige die Nachfrage nach wirtschaftlichem Fachwissen in den Medien stetig. Es gibt allerdings nicht viele Journalisten, die hinter die komplexen Abläufe der Wirtschaftsbühne sehen können. Auf der anderen Seite kann das Erklären ebendieser komplexen Zusammenhänge für reine Ökonomen eine Schwierigkeit darstellen. Das einfache Schreiben will eben auch gelernt sein. Es sind jedoch nicht nur zukünftige Journalisten, welche die Zusatzqualifikation ansprechen soll. Ein anderes Tätigkeitsfeld sind Kommunikationsabteilungen in Unternehmen, wo

das Wissen über die Funktionsweise der Medien von grossem Nutzen sein kann. Angesichts der Tatsache, dass Lehrstühle für Journalismus eher dünn gesät sind, stellt das neue Lehrprogramm für die HSG-Studierenden eine Chance dar. Es wird sich zeigen, wie gross das Interesse daran sein wird.

Interesse geweckt?

Falls du dich angesprochen fühlst, kannst du dich noch bis am 30. April für den Journalismuslehrgang bewerben. Es werden 30 Studierende zugelassen und die Bewerbungsunterlagen müssen deinen Lebenslauf, deinen Bachelor-Notenauszug und ein Motivationsschreiben enthalten. Das Lehrprogramm kann jeweils nur im Herbstsemester begonnen werden. Das Anmeldeformular sowie weitere Infos zum Lehrprogramm findet ihr auf www.lwj.unisg.ch.

Desirée Germann

Kurse des Lehrgangs

- Einführung in den Wirtschaftsjournalismus 3 ECTS, Reflexionskompetenz
- Medien- und Kommunikationsmanagement 4 ECTS, Wahlfach
- Werkstatt I: Recherchieren und Schreiben 3 ECTS, Handlungskompetenz
- PR-Strategien von Unternehmen und Institutionen 3 ECTS, Reflexionskompetenz
- Recht und Ethik 3 ECTS, Reflexionskompetenz
- Werkstatt II: Integrationsseminar 3 ECTS, Handlungskompetenz



Die Studienaktie – AAA Rating?

Ohne reiche Eltern bleibt zur Finanzierung des Studiums faktisch nur der Seelenverkauf. Ein gemeinnütziger Verein bietet eine Lösung ohne Höllengang. Mit studienaktie.org wird Bildungsfinanzierung zur rentablen Investition.



Luc-Etienne.Fauquex@student.unisg.ch
Ressortleiter Campus



Raffael.Hirt@student.unisg.ch
Ressortleiter Aktuell

Die Situation für Stipendien in der Schweiz ist problematisch. Vom Bund kommt nur sporadische Unterstützung. Im Übrigen treibt der Kantönligeist sein Unwesen: Jeder Kanton entscheidet über Anzahl und Höhe der Stipendien – dabei gibt es krasse Unterschiede. Insgesamt werden die Summen für Stipendien immer kleiner. Daher sehen viele Studierende keinen anderen Ausweg, als sich zur Finanzierung ihres Studiums zu verschulden oder auf anderen Wegen zu Geld zu kommen.

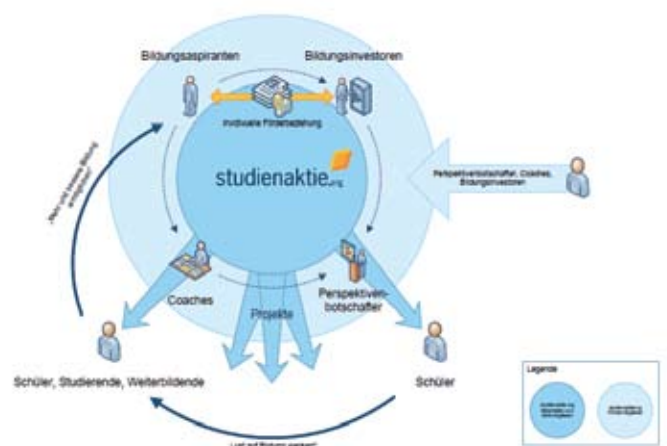
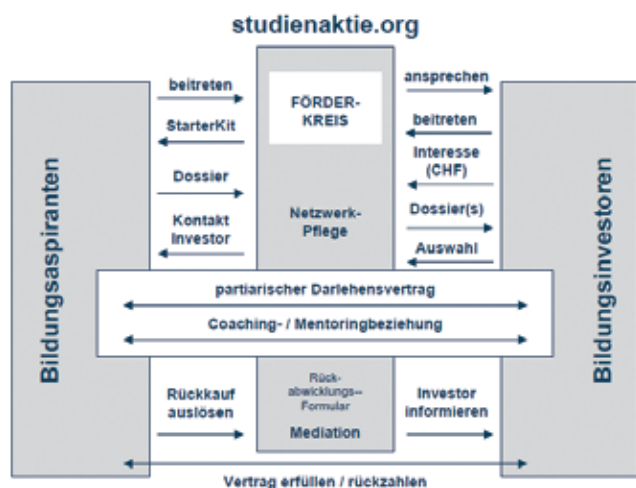
Seit Neuestem bietet sich eine private Alternative an. Der gemeinnützige Verein studienaktie.org ermöglicht es Studierenden, die Finanzierung ihres Studiums mit Hilfe von Aktien zu sichern. Nach Abschluss des Bildungsprojektes lassen sie die Investoren an ihrem Erfolg teilhaben. Ein langfristiger Vertrag mit einer jährlichen Rendite bindet nämlich Investoren und so genannte Aspiranten bis zu einem vereinbarten

Rückzahlungszeitpunkt. Für die Studierenden entsteht ein Anreiz, die Summe möglichst schnell zurückzuzahlen; die Investorensseite soll durch die jährliche Zinsaddierung von der vorzeitigen Beendigung des Verhältnisses abgehalten werden. Mit diesem Investment ist ein gewisses Risiko verbunden, das sich jedoch unter Umständen auszahlt. Ist nämlich das zukünftige Gehalt des Aspiranten höher als im mit Unterstützung von studienaktie.org erstellten Lebensentwurf berechnet, erhöht sich die jährliche Rendite.

Allerdings steht für viele Investoren der finanzielle Aspekt nicht an erster Stelle. Einerseits können sie ihre Erfahrungen in das Bildungsprojekt einfließen lassen und geniessen den persönlichen Austausch mit den Aspiranten. Andererseits haben sie die Gewissheit, ihr Geld in einem nachhaltigen und gesellschaftstragenden Modell angelegt zu haben.

Zwar wurden von verschiedenen Seiten ethische Bedenken geäussert. Kritiker verglichen das Modell von studienaktie.org sogar mit Organhandel und Sklaverei. Etwas moderater fragte prisma nach, ob die Initiative nicht zur Elitenförderung tendiere. «Eben gerade nicht», erwidert Lars Stein, Präsident von studienaktie.org, «es werden nicht nur universitäre Projekte unterstützt.» Zum Beispiel fand der Lebenstraum eines Schreiners Unterstützung: Er interessiert sich schon immer für Akupunktur und kann sich nun in Kinesiologie weiterbilden.

Studienaktie.org bietet somit individuelle, massgeschneiderte Lösungen für Bildungswillige an, die nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfügen. Für Studierende stellt die Initiative eine unternehmerische Ergänzung zum lückenhaften schweizerischen Stipendiensystem dar.





Interview mit Lars Stein

Lars, du giltst als «geistiger Vater» von studienaktie.org. Wie kam dir die Idee?

Ich habe im Laufe meines Lizenziats an der HSG gemerkt, dass mir das Geld etwas knapp wurde. Da überlegte ich mir, einigen Bekannten eine Aktie meines zukünftigen Einkommens zu verkaufen. Die Rendite berechnete ich mit der altbekannten Methode π mal Handgelenk. Bald hatte sich mein Investorenkreis auf 15 Leute ausgedehnt und meine Finanzierung war gesichert.

Unter den gut betuchten BWL-Studenten warst du damit sicher ein Aussenseiter...

Ja, möglicherweise. Ich glaube aber, dass es an der HSG viel mehr Studierende mit wenig Vermögen gibt, als man ge-

meinhin glaubt. Sich damit zu «outen», fällt aber nicht leicht – das weiss ich aus eigener Erfahrung. Wir sind froh, wenn die Leute sich bei uns melden und wir helfen können.

Was ist die Zukunft des Schweizer Stipendienwesens? Wird studienaktie.org dieses ablösen?

Es gibt zwar Stimmen, die unser Modell auch auf die staatliche Vergabe von Unterstützung anwenden wollen. Ich sehe uns allerdings eher als Komplement zu dieser. Meine Vision wäre ein staatliches Grundeinkommen, von dem sich die Studierenden ihr Studium finanzieren könnten.

Hey Joe



Du wirst mich nicht kennen, aber ich kenne Dich. Wir haben einiges gemeinsam und sind doch so unterschiedlich. Beide dürfen beziehungsweise durften wir das aussergewöhnliche Privileg geniessen, an der HSG studentische Höchstleistungen zu vollbringen. Wir haben somit das Umfeld der unbestreitbar besten Wirtschaftsuniversität Europas (oder gar der Welt? Ich weiss es nicht mehr) geniessen. Wir haben gelernt, gekämpft und uns letztlich durchgesetzt. Tja, nur die Harten kommen in den Garten. Ich stehe kurz davor, ein HSG-Alumnus zu werden, Du bist es seit über dreissig Jahren. Und weit mehr als das: Du bist der Vorzeige-Alumnus der HSG. Die Lichtgestalt unserer Uni. Ein Mythos. Du lebst einen Traum, um den Dich tausende HSG-Studenten tagtäglich beneiden. Du hast Erfolg, einen krisensicheren Job, schaffst gesellschaftliche Werte, übernimmst soziale Verantwortung, verdienst ein solides Gehalt und darfst mit der Kanzlerin im privaten Rahmen dinieren. Okay, beim letzten Punkt hält sich der Neid dann doch in Grenzen. Aber die Medien und die Menschen lieben Dich. Du bist einfach ein Siegetyp.

Du hast geschafft, was kein anderer vermocht hätte: Du hast im härtesten Krisenjahr seit der Grossen Depression die Boni für Banker wieder salonfähig gemacht. Dafür möchte ich Dir höchstpersönlich danken. Das war ein Zeichen zur richtigen Zeit! Du hast uns allen eine Zukunft geblendet, die golden sein wird. All die Hoffnung, die ich letztes Jahr durch die Wirtschaftskrise und Deinen bedauernden Verzicht auf Millionen von Euro verloren hatte, hast Du mir nun wiedergegeben. Du hast mir Mut gemacht und jene Sicherheit geschenkt, die ich brauche, um zu wissen, dass da draussen in dieser Welt ein Platz ist für uns zukünftige Banker und Manager. In einer Welt, die hart gezeichnet ist: von der sich schleichend ausweitenden Seuche der Mindestlöhne, von ins Unermessliche steigenden Sozialleistungen, von horrenden Steuern für Besserverdienende. Kurzum, von spätökonomischer Dekadenz.

Aber nun hast Du ein Zeichen gesetzt, das längst überfällig war. Ein Zeichen zur richtigen Zeit. Mit fast 10 Millionen Euro bekommen Banker endlich wieder das, was ihnen für ihre harte, lebenslange Aufopferung zusteht!

Dank Dir, lieber Joe, weiss ich jetzt wieder, wo ich hingehöre. Mein Platz ist an Deiner Seite. Denn wir sind die Elite. Und wir werden zusammenhalten, egal was auch kommen mag!

Dennoch kann ich meine Zweifel nicht ganz ausräumen. Ich frage mich immer noch, was mit unserer Welt geschieht. Wo sollen uns all der Sozialneid und die Missgunst hinführen? Ist der Lebensstandard der Elite auf abschbare Zeit nicht mehr gesichert? Ich weiss es nicht und wende mich deshalb an Dich, denn du wirst immer mein Vorbild sein. Du und Dein gewinnendes Lächeln.

Im stolzer Ergebenheit

Fabian Fechner



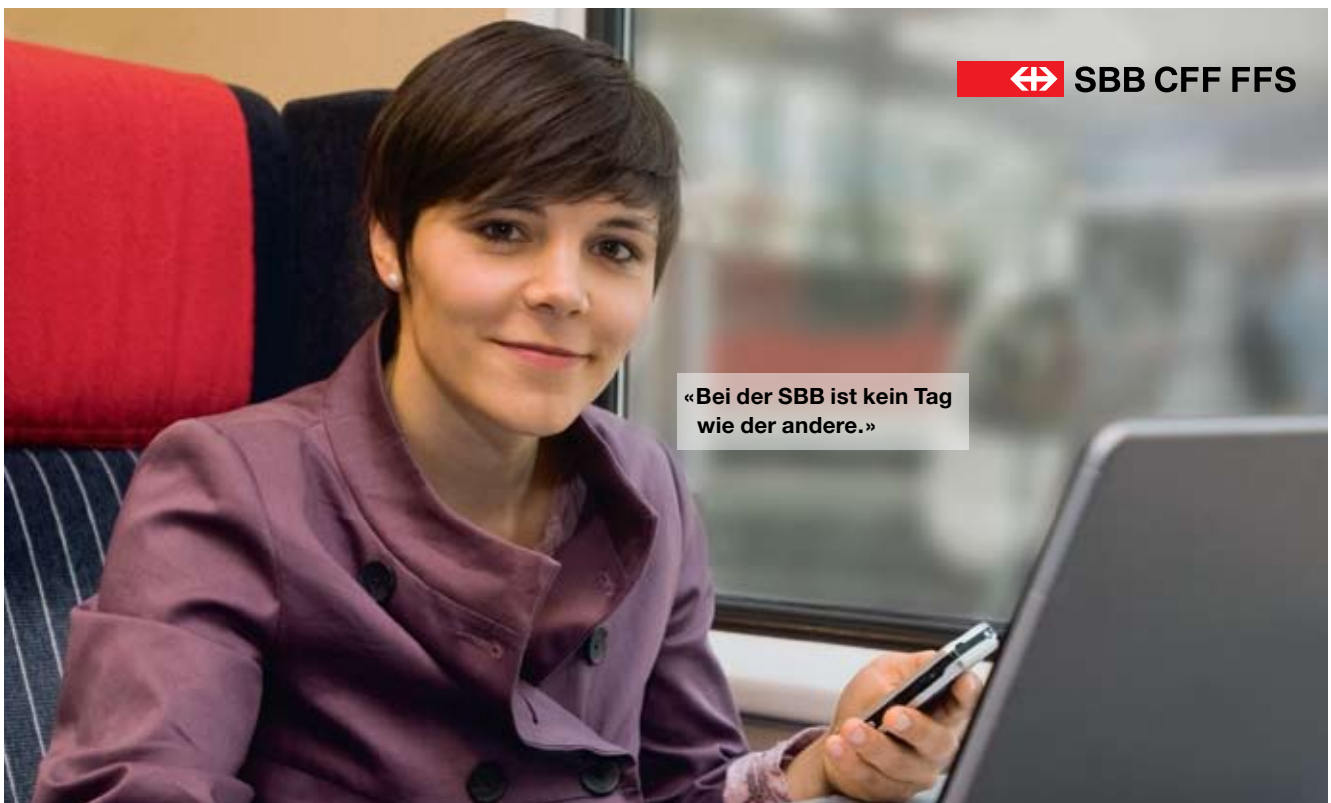
WIR SIND DER SCHLÜSSEL ZU IHRER ERFOLGREICHEN KARRIERE

Suchen Sie anspruchsvolle Aufgaben und interessante Kundenkontakte? Wollen Sie rasch Verantwortung übernehmen, Ihre Kompetenzen weiterentwickeln und gefördert werden?

Dann starten Sie nach Ihrem Uni- oder Fachhochschulabschluss Ihre berufliche Karriere bei BDO.

Der Schlüssel zu Ihrer erfolgreichen Zukunft:
www.bdo.ch/de/karriere

Prüfung · Treuhand · Beratung



 **SBB CFF FFS**

«Bei der SBB ist kein Tag
wie der andere.»

[www.sbb.ch/jobs.](http://www.sbb.ch/jobs)

Tote ohne Begräbnis

Das Studententheater präsentiert seine neueste Produktion: Fünf französische Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung. Sie warten darauf, zwecks Verrats ihres Anführers gefoltert zu werden.

Frankreich, 1944: Ich bin François und ich werde sterben. Dies ist meine Gewissheit. Nun gut, wir alle sterben, ich lebe aber in der Gewissheit, in der Gefangenschaft gefoltert, gemartert und gelyncht zu werden. Ich sterbe, weil man mir idiotische Befehle gegeben hat, und mein Tod nützt niemandem was, auch nicht der Sache. Es wird andere geben, die Sache wird andere finden.

Seit nunmehr acht Tagen bin ich Gefangener, eingesperrt im Dachboden einer Schule. Durch eine Luke fällt Licht. Canoris und Sorbier sitzen, der eine auf einem Koffer, der andere auf einem alten Hocker. Lucie sitzt auf dem Herd. Wir liegen in unseren eigenen Fäkalien, die Handgelenke aufgeraut von den Handschellen und die Knöchel zertrümmert. Immerwährend warten wir auf den Beginn der eigentlichen Folter. Werde ich schreien? Werde ich reden?

Auszug aus dem Stück:

Sorbier: Ich denke daran, wie die Kleine schrie.

Die Kleine vom Bauernhof. Ich habe sie schreien hören, als sie uns abführten. Das Feuer war schon auf der Treppe. Es sind schon viele gestorben, Kinder und Frauen. Aber ich habe sie nicht sterben hören. Bei der Kleinen ist es, als ob sie noch immer schreien würde. Ich konnte dieses Schreien nicht für mich behalten.

Lucie: Sie war dreizehn. Unsertwegen

gen ist sie gestorben.

Sorbier: Sie sind alle unsertwegen gestorben.

Canoris (zu François): Du siehst, es ist besser, nicht zu reden.

François: Was denn, wir werden ja

François: Wir haben den Befehlen gehorcht.

Sorbier: Ja.

François: Sie haben gesagt: «Geht, nehmt das Dorf ein.» Wir haben gesagt: «Das ist doch idiotisch. In vierundzwanzig Stunden wissen die Deutschen Bescheid.» Sie haben geantwortet: «Nehmt das Dorf trotzdem ein.» Und wir haben gesagt: «Gut.» Und wir haben es gemacht. Wo ist da unsere Schuld?

Sorbier: Wir hätten es eben schaffen müssen.

François: Wir konnten es nicht schaffen.

Sorbier: Ich weiss. Wir hätten es trotzdem schaffen müssen. (Pause) Dreihundert. Dreihundert, die nicht sterben wollten und für nichts gestorben sind. Sie liegen zwischen den Steinen und die Sonne schwärzt sie; man kann sie sicher von allen Fenstern aus sehen. Unsertwegen. Unsertwegen gibt es in diesem ganzen Dorf nur noch Miliz, Tote und Steine. Es wird hart sein, mit diesen Schreien in den Ohren zu krepieren.

François (schreiend):

Lass uns in Ruhe mit deinen Toten. Ich bin der Jüngste, ich habe nur gehorcht. Ich bin unschuldig. Unschuldig! Unschuldig!

auch nicht mehr lange machen. Nachher wirst du vielleicht finden, dass sie Schwein gehabt haben.

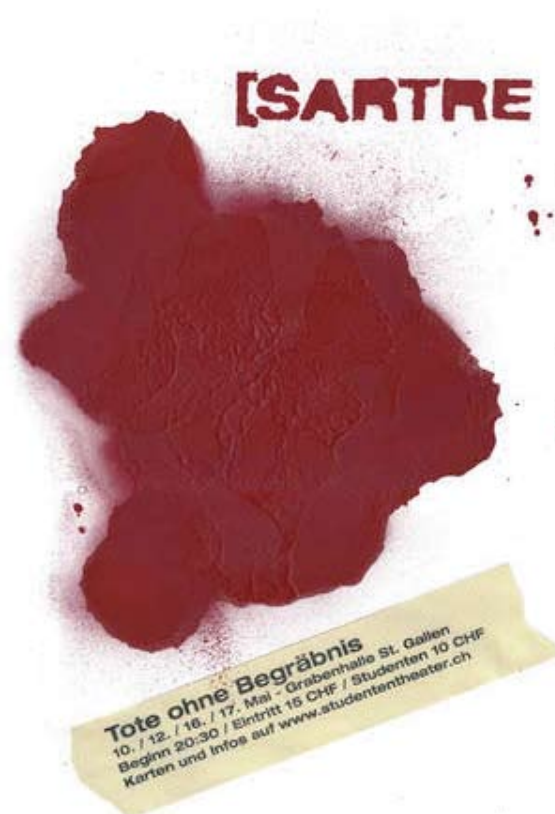
Sorbier: Sie wollten nicht sterben!

François: Wollte ich etwa sterben? Das ist doch nicht unsere Schuld, wenn die Sache schiefgegangen ist.

Sorbier: Doch, das ist unsere Schuld.

Sartre, J.-P. (2006), Tote ohne Begräbnis, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt

Marc Iseli



Liberté, Egalité ... vraiment?

Der Franzose ist nicht wie wir. Der Franzose ist anders. Zum Beispiel in der Schule. Während eines Austauschs in Bordeaux zeigte sich deutlich, dass das französische Bildungssystem einer Revolution bedarf.

Frankreich hat in seiner Geschichte viele absolutistische Herrscher gesehen: Louis XIV, Napoléon Bonaparte, Nicolas Sarkozy. Man kann daher nicht verleugnen, dass im Land der Liberté und Egalité Autorität und Gehorsam gegenüber der Obrigkeit eine grosse Rolle spielen. Dies spiegelt sich in der Art wieder, wie an Schulen und Universitäten unterrichtet wird. Alle durch die PISA-Studie in Europa etablierten Neuerungen im Schulwesen scheinen an Frankreich vorbeigegangen zu sein. Gruppenarbeiten in der Klasse? Eigeninitiative der Schüler? Fehlanzeige.

Bildung wird in Frankreich frontal vermittelt – im Klassenzimmer wie im Hörsaal. Der Professor erzählt seine Geschichte und die Studenten schreiben ehrfürchtig und scheinbar unreflektiert mit. Widerspricht man den Thesen des Professors, wird man schief angesehen. Fragen sind unerwünscht. Egalité? Liberté? Kritik an den Aussagen der Lehrenden wird nicht gern gesehen. Genau so wenig wie Kritik am System.

Universitäten für das gemeine Volk

Wenn es um die Frage geht, wer in der Grande Nation an einer Universität studieren darf, haben die Prinzipien von 1789 noch Gültigkeit. Wer in Frankreich sein Baccalauréat bestanden hat, bekommt einen Freifahrtschein für praktisch jede Universität des Landes. Kein Numerus clausus, keine Aufnahmetests, geringe Studiengebühren von



170 Euro im Semester. Hinzu kommen staatliche Stipendien von 300 bis 800 Euro monatlich, die auch Kindern aus finanzschwachen Familien das Studium ermöglichen sollen. So weit die Theorie.

Doch in der Realität kassieren viele Studenten das leistungsunabhängige Stipendium, gehen nie zur Uni und leben auf Kosten des Staates. So reduziert sich die Zahl der Studenten bis zum dritten Studienjahr oft bis auf ein Fünftel. Doch die Egalité strahlt weiterhin über das ganze Land.

Grandes Ecoles für die Elite

Allerdings ist da noch die Sache mit den Grandes Ecoles. Tatsache ist nämlich, dass die Universitäten in Frankreich dem gewaltigen Ansturm schon lange nicht mehr standhalten. Das wirkt sich negativ auf die Qualität der Lehre aus. Wer in diesem Land also wirklich etwas werden möchte, dem bleibt nur

der Gang an eine der inzwischen zahlreichen Grandes Ecoles. In den Bereichen Wirtschaft und Administration führt kein Weg an diesen Schulen vorbei. Doch lassen sich die dortigen Studiengebühren von bis zu 8000 Euro pro Semester mit Recht als hoch bezeichnen. Darin sind noch nicht einmal die Kosten für die zwei Jahre classe préparatoire eingeschlossen. Diese muss man absolvieren, um überhaupt eine Chance zu haben an solch einer Schule aufgenommen zu werden. Egalité der Studenten? Vorgetäuscht. Liberté bei der Wahl der Bildungsstätte? Stark eingeschränkt.

So führt das französische Bildungssystem dazu, dass Leistungs- und Vermögenselite in Frankreich praktisch deckungsgleich sind. Alle hochrangigen Manager und Politiker haben die besten und teuersten Schulen des Landes besucht. Diese technokratische Prägung durch eine allmächtige Entscheidungselite führt zu einem sozialen Ungleichgewicht, das sich gerade in Krisenzeiten als sehr fragil herausstellen könnte.

Ja, der Franzose ist anders als wir. Aber gerade das hat ihn berühmt gemacht: 221 Jahre nach dem Sturm auf die Bastille wäre es an der Zeit, eine Bildungsreform zu starten. En avant citoyens, vive la révolution!

Fabian Fechner

StartUp Weekend Zürich

Vom Freitag, 14. Mai, bis Sonntag, 16. Mai 2010, findet ein interaktiver Workshop im Technopark Zürich statt. Rund 100 Studierende aus der ganzen Schweiz erhalten die Gelegenheit, aus einer Idee ein fertiges Geschäftsmodell zu entwickeln.

Die Teilnehmenden werden von Freitag bis Sonntagabend den gesamten Prozess der Schaffung eines Start-ups durchlaufen, von der Ideenfindung bis zur Präsentation eines fertigen Geschäftsmodells. Neben gängigen Kreativtechniken werden strukturierte Hilfen zur Entwicklung von Geschäftsmodellen angewendet. Zudem erhalten die Studierenden von Experten aus der Start-up-Szene punktuelle Unterstützung in Bereichen wie Finanzierung, Marketing oder generelle Umsetzbarkeit. Abschliessend werden die Teilnehmenden auf eine Präsentation vor einer

namhaften Jury vorbereitet und stellen dann ihre Geschäftsmodelle vor. In der Jury sind unter anderen Markus Schunk, CFO von Holtzbrinck Digital, und Jean-Pierre Vuilleumier, Geschäftsführer der W.A. de Vigier Stiftung.

Eine Teilnahme am StartUp Weekend lohnt sich für alle innovativen und unternehmerisch denkenden Personen mit oder ohne eigener Geschäftsidee. Ziel ist es, gemeinsam neue Ideen zu entwickeln oder an bestehenden weiterzuarbeiten. Die Bereitschaft, ungewohnte Wege zu beschreiten, sollte

dabei vorhanden sein. Anmeldung und aktuelle Informationen sind online unter www.startupweekend.ch verfügbar. Anmeldeschluss ist Ende April.

Programm

Freitagnachmittag: Eröffnung, Ideenfindung und Präsentation, Teambuilding

Samstag: Systematik zu Geschäftsmodellen, Coaching durch Fachexperten

Sonntag: Präsentationstraining, Präsentation vor Jury, Netzwerk-Abend



Ausweisung aus dem Dorfe

Eine Kurzgeschichte



Raffael.Hirt@student.unisg.ch
Ressortleiter Aktuell



Raphael Güller

So, weiter als bis hierhin kann ich Sie leider nicht begleiten, sagt der Beamte und stellt meine Tasche ab. Ohne mich zu fragen, hat er sie genommen, als wir aus dem Auto ausgestiegen sind, und bis hierher getragen. Ich hätte das auch selbst hingekriegt. Leicht ist sie, mager fast schon. Viel konnte ich nicht einpacken in der kurzen Zeit. Der Rest werde mir nachgeschickt, hiess es.

Der Beamte steht da wie ein Page, den rechten Arm hinter dem Rücken, den linken ausgestreckt, gen Westen, wo in ein paar Stunden die Sonne untergehen wird. «Vielen Dank, dass Sie uns mit Ihrer Präsenz beehrt haben. Wir wünschen Ihnen alles Gute und hoffen, Sie bald als Besucher wieder bei uns im Dorf begrüßen zu dürfen. Ich muss Sie jetzt bitten...» Und er zeigt gegen die Grenze, die mir zu überschreiten geboten ist. Ich nehme meine Tasche auf, zögere aber noch. Der Beamte schaut mich erwartungsvoll, nein, fragend an. Ich winke ab, denn mehr als auswendig gelernte Phrasen kann ich von ihm nicht erwarten, und mache den entscheidenden Schritt. Dann drehe ich mich um, aber er hat sich schon abgewendet und geht zu seinem Auto zurück, das mitten auf der Strasse steht.

Während der Fahrt sprach er kein Wort mit mir. Generell war er wortkarg, sagte nur das, was er sagen musste. Meine Fragen beantwortete er – natürlich, denn es werden wohl alle Fragen haben, wenn sie morgens um sieben geweckt und mit der Ausweisung konfrontiert werden. Aus Selbstschutz des Dorfes, wie er sagte; man müsse sich beschützen vor Überfremdung und Wertverwischung. Drei Jahre hatte ich im Dorf studiert, fühlte mich mehr und mehr zuhause, und trotzdem blieb ich fremd. So fremd, dass ich am Tag nach meinem Abschluss zur Grenze gezerrt und hinausgeworfen werde.

Das alles ging mir durch den Kopf, während ich aus dem Fenster des Beamtenautos schaute. Der Staatsdiener schaute stur geradeaus, während ich die Häuser an meiner Strasse betrachtete. Nein, fremd hatte ich mich eigentlich nie gefühlt hier, jedenfalls nicht fremder als die, die jeden Tag ebendiese Strasse hinunterfahren, von auswärts kommend, um im Dorf zu arbeiten. Im Gegenteil, sobald sich mein Mittelländer Akzent ein wenig verlaufen und ich mich an die eigenartig zurückhaltende Freundlichkeit der Dorfbewohner gewöhnt hatte, fühlte ich mich wohl.

Und trotzdem muss ich jetzt gehen. «Vielen Dank, dass Sie das Dorf besucht haben! Uf Widerluege.» Die schweizerdeutsche Floskel würde ich natürlich auch nach drei Jahren noch immer anders aussprechen als ein Einheimischer. Das -er- wird bei ihnen beinahe zu einem O-Laut, der sich für Auswärtige kaum aussprechen lässt. Oder zu einem schwedischen Kringel-A vielleicht. Uf Widålu-ege. Am Dialekt konnte ich nie richtig meinen Gefallen finden, und trotzdem ist mir das Dorfans Herz gewachsen. Der Kern im Tal zwischen den zwei Hügeln mit den vielen kopfsteingepflasterten Gassen, den Cafés und Erststockbeizen, die drei Weiher – oder Weihä – und die Altstadt. Ein Ort, wo jeder jeden kennt und man so selbst schnell einen grossen Bekanntenkreis hat.

Der Beamte steht, an die offene Tür gelehnt, und wartet noch. Ich muss also wirklich gehen. Gen Westen, wo die grosse weite Welt wartet, auf die ich mich drei Jahre lang vorbereitet habe, im Dorf. Ich kehre ihm den Rücken zu und laufe los.

Der Autor hat mit der HSG noch nicht abgeschlossen und könnte sich auch vorstellen, danach noch eine Weile in St. Gallen zu bleiben. Wenn er denn darf.

Warum St. Gallen ein Dorf ist

Die provinziellen Seiten unserer Universitätsstadt.



Valentin.Diem@student.unisg.ch
prisma-Redaktor

St. Gallen ist definiert historisch gesehen klar eine Stadt. Das Zentrum der östlichen Schweiz beheimatet schätzungsweise eine Milliarde Treppenstufen, über 70'000 Einwohner, mehr als 100 Erker, zwölf Kirchen, neun Museen, vier Parks und den ältesten Fussballverein Zentraleuropas. Trotz grosser Zahlen, dem Bischof und pompösen Villen konnte St. Gallen seinen Dorfcharakter nie ganz abschütteln.

Der Bahnhof wirkt lächerlich überdimensioniert, auch die Tonhalle ist eine Nummer zu protzig geraten. Spaziert man durch das Museumsviertel, spürt man noch die vergangene Grösse des selbstbewussten Bürgertums der damaligen Textilstadt, die internationalen Ruf genoss. Diese Zeit scheint längst vorbei zu sein, wenn man gerade am Marktplatz neben den klassischen Dorfalkoholikern auf den Bus wartet. Schlendert man durch die pittoreske Altstadt, fällt auf, dass die St. Galler wohl nie mit Platzproblemen zu kämpfen hatten; viel zu breit und geordnet furcht sich die Fussgängerzone durch die Kernsiedlung. Alles wirkt ruhig und hübsch, im Gegensatz zu Zürich oder Basel sind die Menschen weniger hektisch und klopfen noch gerne einen Jass am Stammtisch in einer der unzähligen Beizen.

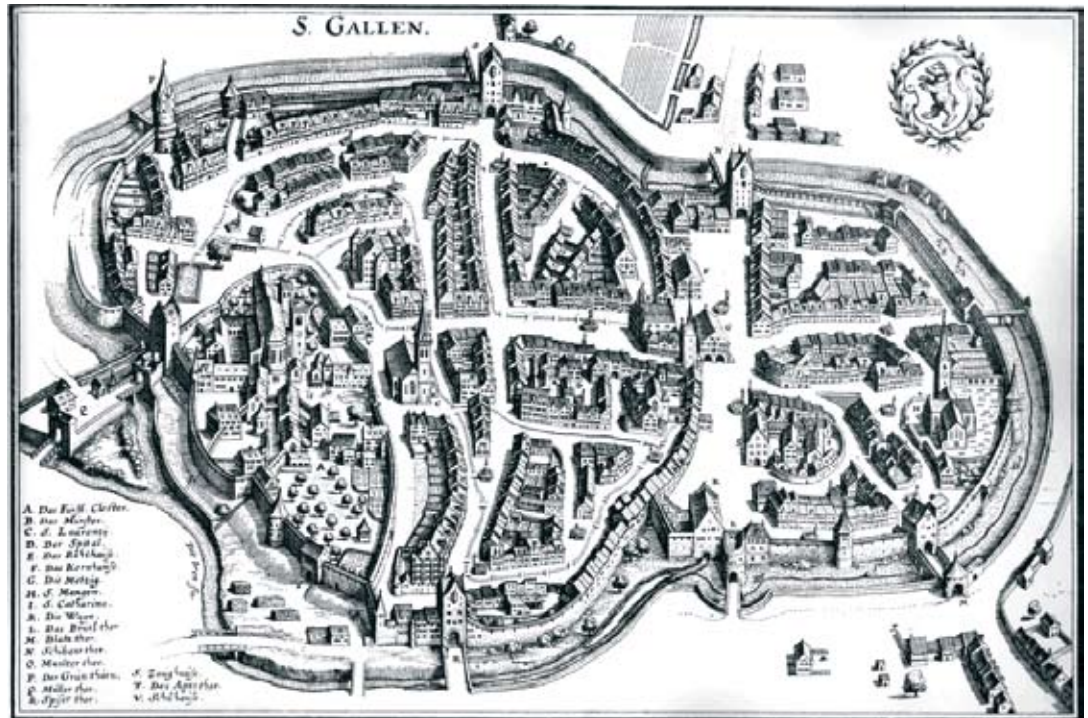
Nach In-Bars und Trendgastronomie sucht man vergeblich. Den roten Platz von Pipilotti Rist, das Bullenquartier von Mario Botta oder den Unterstand von Santiago Calatrava am Bohl kauft man den Ostschweizern nicht ganz ab. Viel besser passt zu ihnen der

Vadian, die Kathedrale mit ihrer prunkvollen Stiftsbibliothek oder der Ort der Ironie. Zur Universität wird eine Hassliebe empfunden. Einerseits ist man zwar stolz auf die HSG, aber andererseits ist sie der Bevölkerung aufgrund eines arrogant-mondänen Auftretens gewisser Studenten und Dozenten doch insgeheim unsympathisch.

In den Geschäften wird man auffallend schnell mit Namen begrüsst, auch wenn man nicht zu den Topkunden gehört – man kennt sich in St. Gallen. Und so wird der persönliche Kontakt unter den Bewohnern weiter mit Hilfe unzähliger Feste auf den geselligen Bierbänken mit einer Bratwurst zur Linken und einem Schützengarten zur Rechten kultiviert. Jeder kann sich dazusetzen, schnell kommt man ins Gespräch. Doch so offen die St. Galler untereinander auch sind, mit nicht ansässigen Personen oder gar Ausländern will man dann doch nicht gleich gemeinsam

einen Stumpfen rauchen. Die Kultur ist ländlich geprägt, man ist von Bauernhöfen umzingelt.

Der St. Galler lebt wie im Dorfe, einfach in einem grösseren. Man grüsst sich noch auf der Strasse. Man plaudert noch zusammen, ohne oberflächlich zu sein, weil man sich schon lange kennt. Man kann in den Geschäften aufschreiben lassen. Man antwortet in Schweizerdeutsch, egal in welcher Sprache man gefragt wurde. Es gibt noch die Erststock-Kneipen, denen der Schriftsteller Thomas Hürlimann ein Denkmal setzte. St. Gallen – eine Stadt? Ja, aber nur für die anderen. Wer selbst dort lebt, weiss, dass man sich nur in einem Dorf kollektiv das ganze Jahr auf eine Landwirtschafts- und Ernährungsmesse freuen und sogar dafür Ferien nehmen kann. Und das ist auch gut so.







Wenn das Wetter nicht mehr kaputt ist,
werden wir spazieren gehen

Bilder von Ester Vonplon

Wenn das Wetter nicht mehr kaputt ist...

Das preisgekrönte Werk der Fotografin Ester Vonplon zeigt eine Roma-Familie in den Wirren des Kosovokrieges. Damit gewann Sie nun den renomiertesten Fotopreis der Schweiz.



Dass die Aufnahmen aus einem Nachkriegsgebiet stammen, sieht man bei den wenigsten von Esters Bildern auf den ersten Blick. In der Sammlung findet man zwar auch Aufnahmen von zerbombten Häusern oder eben – einem Panzer. Hauptsächlich stehen jedoch Kinder im Mittelpunkt. Man sieht sie im Alltag; lachend, spielend. Manchmal blicken sie ernst in die Kamera. Die Bilder zeigen die Armut in der die Roma leben, aber auch ihre glücklichen Momente. Sie vermochten die Jury mit ihrer «Unmittelbarkeit, radikalen Komposition und einzigartigen Atmosphäre» zu überzeugen. Dass sie technische Mängel haben ist dabei – wie alles in der Kunst – überhaupt nicht zufällig. Die Künstlerin will damit «die Brüchigkeit der Welt zeigen, in der diese Kinder leben».

Szenen aus einem Dorf

Bis sie 2009 den Preis als Schweizer Fotografin des Jahres entgegennehmen durfte, reiste Ester während acht Jahren wiederholt in den Balkan. Auf einer dieser Reisen, im Kosovo, bot man ihr an, in einem Jugendzentrum der geteilten Kleinstadt Orhovac einen Foto-Workshop für Kinder zu leiten: «So fing alles an.» Ester wurde mit den Schwierigkeiten zwischen den albanischen und serbischen Kindern konfrontiert, erlebte aber auch wie sich die ethnischen Spannungen unter den jungen Menschen langsam lösten. Dort schloss sie selbst Freundschaft mit einer Roma-Familie, die im dörflichen, serbischen Stadtteil Rahovec leben. Sie wurden zum Sujet



ihrer Fotografien und auf kreative Weise aktiv in die Arbeit eingebunden: Sie schenkte ihnen einen Fotoapparat.

Aus all diesen Eindrücken und Erfahrungen ist das vielseitige Werk «Wenn das Wetter nicht mehr kaputt ist, werden wir spazieren gehen» entstanden. Dieser Satz stammt von einem kleinen Roma-Jungen namens Ani, der ihn zu Ester einmal in Frageform sagte. Die Fotoserie besteht aus drei Teilen. Zum einen aus den selbst geschossenen Bildern der Roma, zum anderen aus Esters Schwarzweiss-Aufnahmen die Porträts der Familie sowie «Szenen aus

einem Dorf» zeigen; einem Dorf, dessen Bewohner unter UNO-Militäraufsicht stehen. Schliesslich Polaroids, die Ester eigentlich für sich selbst schoss, als «Erinnerung oder eine Art Tagebuch».

Interesse für diejenigen, die vergessen gehen

Auch nach der Unabhängigkeit des Kosovo hätte sich die Situation der Roma nicht verbessert, sagt Ester. Mit ihrer Arbeit möchte sie darauf aufmerksam machen. «Schon seit langem interessiere ich mich für diejenigen, die vergessen gehen in unserer Gesellschaft. Durch meine Arbeit will ich das Leben dieser Menschen kennen lernen und damit auch den Nachweis ihrer Existenz erbringen.»

Die Fotografien der gebürtigen Bündnerin kann man vom 19. Juni bis zum 12. September 2010 im Bündner Kunstmuseum in Chur in der Ausstellung «Albert Steiners Erben» sehen. Die Online-Zeitschrift «The private life of the public intellectual» rät: «You won't want to miss this chance to see something usually unseen». Eine Auswahl der Polaroids ist im Mittelteil von prisma abgedruckt.

Ester ist 29 Jahre alt und lebt in Berlin. Sie wird von der Galerie Walter Keller in Zürich vertreten. Weitere Informationen sind unter www.estervonplon.com zu finden.

Marisa Steiner

Cartoon





Zwischen Weinreben und Wertkonservatismus

Einem Klischee auf der Spur. Ein Frühlingsstreifzug durch Dorf im Zürcher Weinland.



Raffael.Hirt@student.unisg.ch
Ressortleiter Aktuell



Yannick.Pengl@student.unisg.ch
Ressortleiter Thema

Die heile Welt des Landes gibt es in der Schweiz faktisch nicht», sagt Michael Baumann, «die Leute hier sind auch nicht anders als diejenigen in Winterthur oder Andelfingen.» Baumann ist Pfarrer in Dorf, einer 600-Seelen-Gemeinde im Zürcher Weinland. Irgendwo zwischen Winterthur und Schaffhausen. Der neugierige Besucher versteht: Eine Fahrt nach Dorf ist kein Ausflug ins Freiluftmuseum. Dorf soll auch in Zeiten von Gemeindefusion und Urbanisierung für regionale Lebenswirklichkeit statt nostalgisch-verklärtes Landidyll stehen.

Nach den ersten Schritten entlang der Dorfstrasse in Richtung der kleinen Kirche mit ihrem hölzernen Dachreiter stellt sich etwas Romantik ganz von selbst ein. Am Vormittag eines strahlenden Frühlingserntetags ist kein Mensch auf den Strassen. Zwischen Holzscheunen, gepflegten Vorgärten und rotem Fachwerk streunt eine Katze, eine beinahe surreale Stille liegt über der von sanft geschwungenen Rebhügeln umsäumten Siedlung im Flaachtal. In der Hälfte aller Schweizer Gemeinden wohnen weniger als 1000 Menschen, so gesehen ist Dorf helvetische Normalität. Die Minarettnitiative wurde mit überdurchschnittlichen 76.5 % angenommen, die SVP erzielte bei den Nationalratswahlen 55 %, die EDU immerhin 8,9 %. 42 Ausländer leben in Dorf, die meisten davon Deutsche. Sozialhilfebezügler gibt es keine. Nichts davon taugt zum Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen Gemeinden. Nach kurzem Zögern nennt Baumann das auf einer Anhöhe gelegene Weingut Schloss Goldenberg mit abgeschlossenem Golfplatz als Dorfemer Besonderheit.

Neugierde ist Anteilnahme, die Jugend ein Problem

Es schlägt Zwölf. Vor einem Hauseingang bellen drei Primarschulkinder einen Sennenhund an, der das übermütige Treiben in würdevoller Gelassenheit ignoriert. Wie lebt es sich auf dem Dorfe? Charlotte Bretscher muss es wissen. Die Historikerin wohnt seit 25 Jahren im Ort, die letzten zehn davon im eigenen Einfamilienhaus. Ihr Mann Hugo stammt aus einer alteingesessenen Familie, war einst Gemeindepräsident und ist heute Generalsekretär der ETH. Frau Bretscher winkt aus dem Fenster und bittet uns herein. Das Dorfemer Gemeindewappen zeigt zwei gekreuzte

Schlüssel. In der Heraldik steht der Schlüssel für den heiligen Petrus, kann aber auch als Zeichen der Aufgeschlossenheit interpretiert werden.

«Man kennt sich in Dorf und wenn einen die Neugierde der Leute nicht stört, lebt es sich hier ausgezeichnet», meint Bretscher. Beruflich ist sie häufig in Luzern, manchmal in München. Da könne es durchaus vorkommen, dass die Nachbarin am Wochenende detailliert Auskunft gibt, wann denn der Gatte am Dienstagabend nachhause gekommen ist. «Man spürt eine grosse Hilfsbereitschaft und Anteilnahme, andererseits wird man natürlich beobachtet und kommentiert.» Diesen Faktor der dörflichen Kleinräumigkeit erwähnt auch Michael Baumann und führt aus: «Viele Zuzüger unterschätzen das; die kommen wegen niedrigen Steuern und ländlicher Ruhe und merken dann schneller, als ihnen lieb ist, was im Dorf so läuft.»

Was läuft, das sind zum Beispiel saufende und kiffende Oberstufenschüler, die an den Wochenenden für Lärm und Aufregung sorgen. Wegen der schlechten ÖV-Anbindung – das Postauto kehrt stündlich und nach 20 Uhr fast gar nicht mehr – seien die Jugendlichen im Flaachtal praktisch eingepfercht, erläutert Baumann: «Sie wabern dann mit ihren Rollern von Dorf zu Dorf.» Das gibt zu reden – oder auch nicht: «Viele wollen nicht wahrhaben, dass es das auch bei uns gibt.» Woran das liegt? «Es spielt schon eine Rolle, dass die Leute hier draussen das Heil suchen, das Paradies auf Erden», mutmasst der Gemeindepfarrer und führt die Ruhe, das harmonische Landschaftsumfeld, die Nähe zu Winterthur sowie die ausgeglichene Infrastruktur an: «Es gibt eigentlich keinen Grund, sich mit den Problemen der Welt zu beschäftigen – bis sie dann da sind.» An einem gewöhnlichen Nachmittag sind ein paar Glasscherben und Zigarettenstummel im trockengelegten Dorfbrunnen die einzigen Spu-



ren der renitenten Jugend. Später braust ein getunter Fiat Punto vorbei – durch die getönten Scheiben dringen dumpfe Techno-Beats.

Zur Lösung des Problems wird ein Gemeindeordnungsdienst diskutiert. De facto sei es schon heute so, dass freitags und samstags jemand patrouilliert und laute Jugendliche vertreibt. Baumann hält das für eine kostengünstige und effiziente Lösung. Law and Order im Flaachtal? Auf einem Polizei-Plakat vor der Gemeindekanzlei steht: «Gemeinsam gegen Einbruch – im Verdachtsfall anrufen», im Hintergrund schleicht eine dunkle Gestalt durchs Bild. Selbst auf die jüngeren Einheimischen muss das deplatziert wirken. Einer hat in bescheidener Grösse «Fuck off» auf das Plakat gekritzelt.

Dorfemer Dorfpolitik: parteilose Pragmatik

Nicht nur der Gemeindeordnungsdienst zeugt vom Dorfemer Pragmatismus in politischen Fragen. Neben dem offiziellen Weg, der sich in Gemeinderat, Kirchen- und Schulpflege konstituiert, gebe es in Dorf ganz eigene Hierarchien, erzählt Baumann. In bestimmten Familien und Clans werde vieles vorbe-



stimmt, dort würden die Meinungen gemacht. Filz sei jedoch der falsche Begriff für diese Strukturen. Baumann spricht von einer «Form der Entscheidungsfindung, die sich hier erstaunlicherweise gehalten hat.» Eine ursprünglichere, bürgernähere Version der Demokratie also, die es erlaube, in gewissen Fällen die Vorschriften nicht allzu eng zu sehen. So sei vor einigen Jahren eine bosnische Familie trotz fehlender Deutschkenntnisse eingebürgert worden: «Wenn der Schweizer die Ausländer kennt, liebt er sie.»

Parteien gibt es in der Dorfpolitik keine – «Gewählt wird der, dem man es am besten zutraut», sagt Charlotte Bretscher. Die letzte Erneuerungswahl des Gemeinderats liegt noch nicht lange zurück: sechs Anwärter auf fünf zu vergebende Sitze. Zwischen den beiden Kandidaten mit den wenigsten Stimmen herrschte Patt und der vakante Platz wurde Hugo Schmidli zugestimmt. Da dessen Vater ebenfalls Hugo heisst und auf dem Wahlzettel kein Hinweis auf Junior oder Senior zu finden war, ist nun ein Rekurs hängig. «Das ist ein Problem im ganzen Flaachtal, in Volken heissen alle Erb oder Keller, in Berg alle Fehr und allein in Dorf gibt es drei Bretscher-Familien», schmunzelt die aus Zürich stammende Historikerin.

Ausgrenzung oder Wertkonservatismus

Was Charlotte Bretscher an Dorf weniger gefällt, ist die politische Ausrichtung vieler Bewohner und, natürlich, das Abstimmungsergebnis zur Minarettinitiative: «Wir wohnen hier in reinem SVP-Gebiet. Die Zürcher Linie wird stramm vertreten.» Den Eindruck, Dorf werde von Hardlinern bewohnt, möchte sie aber nicht aufkommen lassen: «Beim direkten Kontakt merkt man das nicht. Im Grunde lässt man sich leben.» Sie sieht eine für Nicht-Agglomerationsgebiete typische Konsensbereitschaft, man sei schliesslich aufeinander angewiesen und nehme daher Rücksicht.

Pfarrer Baumann, ein erklärter Gegner der Initiative, schlägt auf der Suche nach Ursachen auch selbstkritische Töne an: «Vielleicht hat sich die Kirche, vielleicht auch die ganze Gesellschaft zu wenig engagiert.» Er spricht zwar von einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber Fremdem, doch auch er hält Dorf nicht für ultra-rechtsbürgerlich. Als Baumann der Gemeinde nach der Abstimmung ins Gewissen redet, nehmen viele eine defensive Haltung ein. «Nach der Tat hält der Schweizer Rat», sagt er. Ändern lässt sich dann nichts mehr. Viele Dorfemer seien sehr liberal, manche auch links. Das verbindende

Element sieht der Gemeindepfarrer in einem «gesunden Wertkonservatismus». Die Gründe für das Abstimmungsergebnis lägen aber tiefer: «Die heile Welt, die viele in Dorf sehen, soll bewahrt werden, aber die Bewohner werden mit den Problemen von heute konfrontiert.» Von den nach dem Krieg einmal 53 Landwirtschaftsbetrieben existieren kaum noch eine Handvoll. Die Bauern seien zum Teil auf Saisonarbeiter aus Polen angewiesen, schildert Baumann. Im Gegensatz dazu haben viele Junge für ihre Lehre weite Wege zu gehen – manche bis in den Kanton St. Gallen. Dass das lokale Gewerbe für die Mehrheit eine Lehrstelle anbietet, ist seit langem Utopie. «Das bewegt die Leute, dieser Wandel.» Bretscher drückt es anders aus: «Eigentlich möchte man hier nicht ausgrenzen, tut es dann aber trotzdem.»

Dass das 21. Jahrhundert in Dorf Einzug gehalten hat, wird gerade an den Rändern der Siedlung sichtbar. Moderne Einfamilienhäuser, davor polierte SUVs. Ein solarbetriebener Mäher dreht surrend seine Runden auf dem akkurat gestutzten Gartenrasen. Auf der Veranda dahinter steht das wohl einzige Zeichen arabischer Kultur in ganz Dorf: eine Wasserpfeife stattlichen Formats.

Das Dorf: Eine Siedlungsform zwischen Vergangenheit und Zukunft

Totgesagte leben länger: Warum das Schweizer Dorf auch im 21. Jahrhundert eine Zukunft hat.
Ein Gastbeitrag von Roland Scherer

In der Schweiz spielt «das Dorf» auch heute im Jahr 2010 noch eine sehr wichtige Rolle. Und zwar nicht allein für die Tourismuswerbung, bei der idyllische Schweizer Bergdörfer als wichtiges Werbesujet dienen, sondern auch als die weiterhin dominierende Siedlungsform der Schweiz. Wussten Sie zum Beispiel, dass über die Hälfte aller eigenständigen Gemeinden in der Schweiz weniger als 1000 Einwohner haben? In über 800 Gemeinden wohnen sogar weniger als 550 Personen. Diese Zahlen zeigen deutlich: Das Dorf in der Schweiz lebt – auch wenn es bereits oft totgesagt wurde. Betrachtet man die aktuellen Entwicklungen bei den Gemeindefusionen, ist allerdings tatsächlich ein gewisses Dörfersterben festzustellen. Hat das Dorf als eigenständige Siedlungsform denn für die Zukunft noch eine Bedeutung?

Um diese Frage zu beantworten, muss man einen Blick in die Vergangenheit werfen. Für die Entwicklung der Schweiz spielte der ländliche Raum eine ebenso wichtige Rolle wie die städtischen Zentren. Im ländlichen Raum wurden bereits Anfang des 19. Jh. wichtige Exportgüter, wie z.B. Emmentaler oder Sbrinz-Käse, produziert. Der Ursprung für den Schweizer Tourismus lag in den Dörfern, vor allem im Berggebiet. Auch wurde dort bereits frühzeitig die Energie produziert, die später für die industrielle Entwicklung der Schweizer Städte benötigt wurde. Zudem spielten – und spielen auch heute noch – die Dörfer und der ländliche Raum für die Identität und das Selbstverständnis der Schweizer eine wichtige Rolle. Oder um es mit den Worten eines früheren Stadtpräsidenten von Zürich zu sagen: Die Schweizer sind und bleiben ein Volk von

Berglern. Ob er dies nun ausschliesslich positiv gemeint hat, soll hier nicht weiter kommentiert werden.

«Das Dorf» vermittelt das Bild einer idealisierten Lebensform, das Bild einer «heilen» Schweiz. Gleichzeitig kann es aber für eine moderne Schweiz auch ein Negativbild sein, das durch Kleinstädtigkeit, enges Denken und starken Konservatismus geprägt ist. Der ländliche Raum – und damit natürlich all die Dörfer, die sich dort befinden – ist heute mit einer Vielzahl von Herausforderungen konfrontiert, die langfristig die dörfliche Entwicklung beeinflussen. Zu nennen ist hier natürlich die globale Wirtschaftsentwicklung, die zu einer immer stärkeren Konzentration der wirtschaftlichen Aktivitäten an den jeweils bestgeeigneten Standorten führt. Dasselbe gilt für den Tourismus, bei dem eine vergleichbare Entwicklung hin zu den jeweils bestgeeigneten Destinationen festzustellen ist. Ausserdem spielen klarerweise die Entwicklungen in der Landwirtschaft eine zentrale Rolle, die mittelfristig zu einem anhaltenden Rückgang der dort Beschäftigten führen werden. Auch die Auswirkungen des demografischen Wandels dürfen gerade für den ländlichen Raum nicht unterschätzt werden.

Wie kann «das Dorf» nun auf diese verschiedenen Herausforderungen reagieren? Muss es seine Eigenständigkeit aufgeben und sich den jeweils nächstliegenden städtischen Zentren anschliessen, um weiterhin überlebensfähig zu bleiben? Sind Gemeindefusionen wirklich der einzige Weg, damit «das Dorf» überleben kann? Dies ist nicht zwingend der Fall, da eventuelle

finanzielle Vorteile durch Gemeindefusionen auch auf anderen Wegen erreicht werden können. Deutlich wichtiger für die Zukunft der Dörfer ist es, dass diese sich über ihre zukünftige Funktion im gesamten Gemeinwesen der Schweiz klar werden. Sie müssen sich in einem gewissen Masse neu definieren. Dabei sind selbstverständlich regionale Unterschiede zu berücksichtigen: Ein Dorf im Zürcher Weinland muss sich anders definieren als ein Bergdorf im Münsterthal oder ein Winzerdorf am Genfer See. Ähnlich einem Unternehmen in der Umbruchphase muss sich auch «das Dorf» den Herausforderungen des Wandels stellen, die entsprechenden Strategien entwickeln und umsetzen. Gelingt den Dörfern diese strategische Neupositionierung, dann haben sie gerade in der Schweiz auch langfristig eine attraktive Zukunft.



Dr. rer. publ. Roland Scherer

Vizedirektor Institut für Öffentliche Dienstleistungen und Tourismus

Einheitsdorf

Der Funktionsbau erobert das Land und lässt die Menschen in Hässlichkeit zurück



Matthias.Mirbeth@student.unisg.ch
Dorf Vader

Ich selbst stamme aus einem kleinen Ort in Bayern. Es schimpft sich zwar Stadt, aber ganz objektiv muss man feststellen, es ist ein Dorf. Dafür sprechen jedenfalls der hohe Stellenwert der Freiwilligen Feuerwehr im gesellschaftlichen Alltag, die Abwesenheit des öffentlichen Nahverkehrs am Tage des Herrn sowie die vielen leeren Wodkaflaschen am Bushäuschen an einem Samstagmorgen. 5000 Einwohner verströmen eben keinen allzu urbanen Glanz. Und trotzdem hat man es gern, denn man kommt ja von dort.

Wenn man Max Frisch folgt, dann hat Heimat sehr viel mit dem geografischen Ort zu tun, aus dem man stammt. Und jeder, der ab und zu seine Eltern besucht, kennt wohl das Gefühl, das sich einstellt, sobald man die ersten altbekannten Häuser wiedersieht oder durch Strassenzüge fährt, in denen man früher gerne Fussball gespielt hat. Als ich jedoch vergangenes Weihnachten das erste Mal seit Monaten wieder in meinen Heimatort kam, fiel mein erster Blick nicht wie üblich auf den gelben Kirchturm, sondern vielmehr auf einen neongelben Betonkasten, der plötzlich am Ortseingang stand. In wenigen Wochen wurde dort ein unbeschreiblich hässlicher Funktionsbau errichtet, der auf Liebhaber von

Autoersatzteilen wie ein Schlaraffenland wirken muss. Ein Schandfleck, der aus Gründen des günstigen Baulandes und der guten Verkehrsanbindung entstehen konnte. Aber womöglich werde ich mich auch an diesen Anblick gewöhnen, so wie ich mich schon früher an das direkt gegenüberliegende lokale Einkaufszen-

mitte steht leer und verfällt, in der ehemaligen Traditionsbäckerei gibt's jetzt Döner und Pizza und die örtliche Bank sucht lediglich via Automat den persönlichen Kundenkontakt. Gähnende Leere wäre der passende Begriff, wenn man nach einer Floskel suchen würde. Doch mein Heimatort ist mit dieser Entwick-

lung nicht allein, überall geschieht diese Veränderung der Ortsstruktur, ob nun in Bayern oder in der Schweiz.

Natürlich versteht man als HSG-Student, warum das so ist, warum ein Funktionsbau auf der grünen Wiese wirtschaftlich ist und sich ein Bücherladen in der Ortsmitte nicht hält. Aber es ist einfach erschreckend, mit welcher Einfallsslosigkeit sich die Dörfer immer mehr gleichen und mit welcher Bei-

läufigkeit die Bewohner ihre historisch gewachsenen Ortskerne verkümmern lassen. Vieles wird beliebig und austauschbar, alles muss sich der Bequemlichkeit unterordnen. Aber vielleicht muss man sich gar nicht so sehr wundern, denn schliesslich leben eben jene Bewohner selbst in Neubaugebieten, deren Einfamilienhäuser sich lediglich bei der Auswahl ihrer Türrahmenfarbe unterscheiden. Also wer weiss, vermutlich wird man später sogar selbst einmal beim Anblick des «kik»-Logos Heimatgefühle verspüren.



ter gewöhnt habe, das mit so klangvollen Geschäften wie «kik-Textilien GmbH», «Hausler Getränkemarkt» oder «Norma – ihr Lebensmittel-Diskonter» eine Vielzahl von Kundinnen und Kunden beglückt, die in ihren spritsparenden Autos asiatischen Ursprungs vor der Ladentüre parken.

Im Ortskern hingegen zeigt sich bereits die drastische Konsequenz der Abwanderung hin zu den wellblechgedeckten Funktionsbauten am Ortsrand. Das einst stolze Bürgerhaus in der Orts-



3 60°

- 40 «Schluss mit dem Nützlichkeitsterror!»
- 42 prisma empfiehlt
- 44 Lisboa – Stadt der wunderschönen Kleinigkeiten
- 47 Die Wunderflunder
- 48 Hong Kong vs. Appenzell



«Schluss mit dem Nützlichkeitsterror!»

Simon Klarer studiert im zweiten Semester Skandinavistik an der Universität Zürich. Als Norweger interessiert ihn die nordische Literatur. Und er wehrt sich gegen das Vorurteil, Skandinavier tranken viel.



Lynn.Reinhart@student.unisg.ch
Ressortleiterin 360°

Was ist eigentlich Skandinavistik genau?

Das Studium dreht sich vor allem um skandinavische Literatur und Sprachwissenschaften. Es hat jedoch auch viel mit einem Geschichtsstudium gemeinsam. Mich persönlich interessieren vor allem die literaturwissenschaftlichen Aspekte.

Warum hast du dich für Skandinavistik entschieden?

(lacht) Weil mir Jus nicht gefallen hat. Nein. Meine Mutter ist Norwegerin. Ich interessiere mich deswegen für die Kultur der nordischen Länder. Und die Sprache konnte ich schon, so hatte ich zumindest einen kleinen Vorteil. Man muss seine Ressourcen nutzen. Es ist natürlich eine berechtigte Frage, worin

der Sinn liegt, zu wissen, wie sich ein Wort aus dem Altnordischen bis heute verändert hat. Aber jedes Studium verlangt eine gewisse Grundlage.

Wie sieht das Leben an der Uni als angehender Skandinavist aus?

Wir sind im Hauptfach etwa 30 Leute. Die Dozenten sind auf jeden Fall sehr hilfsbereit und unterstützend. Es herrscht eine familiäre Atmosphäre und man lernt sich sehr schnell kennen. Das hört sich fast ein bisschen nach Schulalltag statt Uni-Stress an. Das stimmt auch. Vor allem in Sprachkursen ist der Unterricht sehr ähnlich wie zu Schulzeiten. Es werden Kleingruppen gebildet und man verbringt die Stunde mit Üben. Es ist sicher schulischer als ein Wirt-

schaftsstudium. Bei uns sitzt niemand mit dem Laptop in der Vorlesung. Auch den Dozenten liegt daran, dass wir uns wohl fühlen. Es ist ihnen wichtig, uns als Nachwuchs zu fördern und an der Fakultät zu halten. Es wird auch viel neben dem Studium geboten wie beispielsweise eine Exkursion nach Dänemark diesen Frühling.

Wie sieht der typische Skandinavistik-Student aus?

Bei uns gilt «Leben und leben lassen». Grundsätzlich kann sich also jeder bei der Skandinavistik melden. Ich denke, es gibt in jedem Studium einen bestimmten Typ Mensch, der sich da zuhause fühlt. Man sieht dem Menschen oft schon an, was er studiert. Ich sehe mich



selbst als relativ neutralen Studenten. Der typische Student hat aber auf jeden Fall immer mindestens ein Buch eines nordischen Schriftstellers wie auch ein Grammatikbuch mit dabei. Diese trägt er in seiner schwedischen Fjällräven-Tasche mit sich rum. Aber es gibt durchaus auch Leute, die sich schwarz anziehen, lange Haare haben, einen Ziegenbart und dunklere Gitarrenklänge mögen. Viele Skandinavistik-Studenten sind auf ihre Art und Weise exzentrisch. Es gibt wenige, die morgens in einem weissen Hemd auftauchen.

Wie sieht deine Zukunft aus?

Das ist wohl die Frage, die man als Skandinavistik-Student nicht so gerne hört. Das Studium bringt mir auf jeden Fall eine Verifikation meiner Kenntnisse in verschiedenen Sprachen. Ich würde gerne auf einer Botschaft oder in einem Konsulat arbeiten. Ein Traum wäre es sicherlich auch, nach Norwegen zurückzukehren. Die wirtschaftliche Lage sieht momentan dort nicht gerade schlecht aus. Auch wegen dem Öl. Auf das sind wir Norweger übrigens besonders stolz.

Was sind die typischen Vorurteile gegenüber Skandinavien? Ich stelle mir vor, dass in Schweden alle perfekt Englisch sprechen, alles sauber ist und die Leute zurückhaltend freundlich sind.

Damit liegst du gar nicht so falsch. In Skandinavien nehmen die Leute das Leben viel gelassener, sie sind mehr am

Boden geblieben. In der Schweiz müssen die Leute oft Recht haben, einfach um Recht zu haben. In den nordischen Ländern ist das nicht so wichtig. Man hört den Leuten zu und versucht, gemeinsam eine Lösung zu finden. Dass die Nordländer so viel trinken, stimmt übrigens nicht. Statistisch gesehen sind die Franzosen die schlimmsten Trinker. Anders als in der Schweiz wird in den nordischen Ländern nicht sehr oft Alkohol getrunken. Wenn denn aber mal Alkohol getrunken wird, dann halt das Wochenpensum eines Durchschnittsschweizers an einem Abend.

Das heisst, es ist eine offenerere, kompromissbereitere Gesellschaft?

Ja, das denke ich schon. Es gibt oft Situationen, in denen man mit fremden Leuten auf der Strasse ins Gespräch kommt und sich 10 oder 15 Minuten mit ihnen über Gott und die Welt unterhält. Im Gegensatz zur südländischen Lockerheit, die den ganzen Lifestyle der Menschen betrifft, sind in den nordischen Ländern die zwischenmenschlichen Beziehungen von einer grossen Lockerheit. Ich war beispielsweise einmal am Flughafen in Oslo auf der Toilette. Plötzlich hat der Mann neben mir mich gefragt, wie es mir gehe. Gewöhnt an spontane Gespräche hab ich ihm einige Minuten erzählt, woher ich komme und was ich so mache. Plötzlich hörte ich ihn sagen: «Sorry, ich muss dich zurückrufen. Da spricht mir einer ständig ins Telefon!»

Was hältst du von übermotivierten Studententypen?

Das muss jeder für sich selbst entscheiden. Wenn jemand ehrgeizig ist, ist das für mich völlig in Ordnung. Ich habe auch solche Leute in meinem Bekanntenkreis. Wenn man aber im Studium drei oder fünf Jahre leidet, kann das ja auch nicht das Richtige sein. Man muss halt Prioritäten setzen. Solange man etwas macht, das einem Spass macht, kann man immer erfolgreich sein, denke ich.

Skandinavistik-Studenten ticken also einfach ein bisschen anders?

Ja, schon. Ich denke, es ist heute einfach auch nicht mehr so besonders wichtig, was man im Endeffekt studiert hat. Es gibt in fast allen Berufsfeldern Quereinsteiger. Im Diplomatischen Dienst kommen beispielsweise die unterschiedlichsten Leute zusammen. Aber als ewiger Student möchte ich dann doch nicht enden.

Noch ein letztes Wort?

Auch wenn ein Skandinavistik-Student noch nicht so genau weiss, was er schlussendlich machen will, und der Nutzen der Kenntnis der Morphologie eines Wortes nicht für jeden offensichtlich ist – es wird schon gut kommen. Also: Schluss mit dem Nützlichkeitsterror!

Vielen Dank!



«Bitterer Abgang in Maiefeld» von Markus Matzner

Eine Geschichte über ein Dorf, dessen schmutzige Vergangenheit und den Weinanbau. Eine Kombination, die man nicht oft antrifft.

Das kleine Dorf Maiefeld ist in der ganzen Schweiz bekannt für seinen hervorragenden Wein. Der Konkurrenz-

kampf unter den heimatlichen Winzern ist gross und die Familienfehden reichen weit zurück. So fehlt es nicht an Verdächtigen als die ersten mysteriösen Dinge passieren. Unerklärlicherweise schmeckt der liebevoll gepflegte Wein plötzlich bitter, sobald er mehr als fünfzehn Grad erreicht. Das ist allerdings nur die erste Plage, die über das Dorf hereinbricht. Bald tauchen mutierte Schädlinge auf, die finanzielle Verluste in sechsstelliger Höhe verursachen. Alle Bewohner realisieren, dass es jemand auf sie abgesehen hat. Jemand, der sie mit gnadenloser Härte für die Vergangenheit bestrafen will.

Dieses Buch ist ein Muss für jeden. Abgesehen von der spannenden, gegen Ende etwas absehbaren Geschichte, wird der Leser nebenbei zum Weinkenner ausgebildet. Kommentare in den Fussnoten geben Auskunft über die verschiedenen Fachbegriffe und Kniffe des Weinbaus, die interessant zu lesen sind. Die Geschichte hält alle Zutaten bereit, die einen guten Krimi ausmachen. Einen von Rachegelüsten geplagten Täter, eine Liebesgeschichte à la Romeo und Julia und ein kleiner, überblickbarer Schauplatz. Alles in allem kurzweilige Unterhaltung für Zwischendurch.

Desirée Germann

Bitterer Abgang in Maiefeld von Markus Matzner. Erschienen bei orte-Verlag Zürich, 2008



«Black Sands» von Bonobo

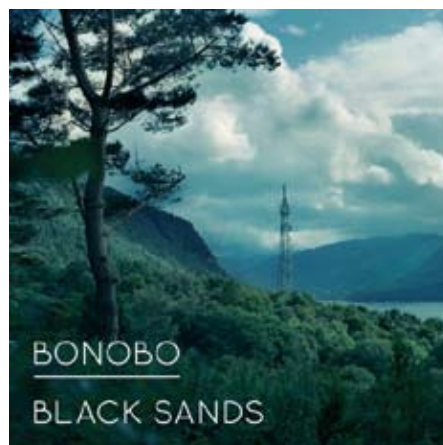
Auf dem neuen Album des Londoner Chill-out-Musikers Bonobo hört man zwar wenig Neues, aber dennoch bleibt es gute Musik.

Simon Green, alias Bonobo, bleibt seiner Linie treu. Er selbst behauptet, nicht gerne in der Ecke Chill-out festgenagelt zu werden, da seine Arbeit vielschichtiger sei. Doch die Unterschiede zwischen den bisherigen Alben und dem jetzigen sind nur schwer erkennbar. Seit 2000 für das Indie-Label Ninja Tune tätig, bei welchem ebenfalls Roots Manuva, Mr. Scruff und The Cinematic Orchestra unter Vertrag stehen, bringt Bonobo sein viertes Album raus. Black Sands ist für alle, die Bonobo nicht kennen, wahrscheinlich eine musikalische Neuentdeckung, da es den in London entstandenen und grossgewordenen Chill-out, einen hier eher unbekannten Musikstil, einem näherbringt. Doch für die Kenner bleiben zwangsläufig nur zwei mögliche Meinungen: Entweder man bewundert Simon Greens Expertise und musikalische Konsistenz, die jetzt

seit 10 Jahren unverkennbar ist, oder man fragt vergeblich nach seiner musikalischen Weiterentwicklung. Fairerweise kann an dieser Stelle erwähnt werden, dass einzelne Stücke (Kong, Kikara & 1009) schneller und elektronischer abgemixt worden sind als auch schon.

Aber das wars. Nüchtern könnte hier die Behauptung aufgestellt werden, dass Bonobo seine musikalische Weiterentwicklung strikt boykottiert und sein Leben als guter, aber nicht genialer Produzent verbringen möchte. Seine ruhigen Stücke, in welchen Xylophon, Klavier, E-Gitarre und Break-Beats dominieren und sehr geschickt zusammen gemixt werden, haben etwas Alltägliches. Es ist die Sorte Musik, die jeden Tag als Hintergrundmusik, egal in welchen Situationen man sich befindet, hinhalten könnte, ohne einem auf die Nerven zu gehen oder ablenkend zu wirken. Eben gut, aber nicht genial, und irgendwie nah und fern zugleich. Die Welt braucht nicht nur geniale Produzenten à la Danger Mouse, Damian Albarn, Dr. Dre und Konsorten, aber auch einfach gute. Und Simon Green ist ein Besserer der Guten.

Guillaume Gabus



Aus dem Dorf an die Macht

Michael Hanekes «Das weisse Band» versucht zu erklären, wie aus Jugendlichen später Nazis werden konnten



Matthias.Mirbeth@student.unisg.ch
Ressortleiter Menschen

Es herrscht eine angespannte Stimmung im Haus des Pastors, als seine beiden ältesten Kinder zu Beginn des Filmes verspätet nach Hause kommen. Seine Begrüssung fällt dementsprechend karg aus: «Ich weiss nicht, was trauriger ist: euer Fortbleiben oder euer Wiederkommen.» Die Kinder ahnen, dass sie der Strafe nicht mehr entgehen können, und dennoch bitten sie um Verzeihung. Doch es ist nutzlos, der Vater hat sein Urteil gefällt. Zehn Peitschenhiebe wird er den beiden am nächsten Tag verpassen, und als besonderes Zeichen der Schande müssen die Kinder in den nächsten Wochen ein weisses Band tragen, als Symbol ihrer verlorenen Unschuld und Reinheit. «Ich dachte, dass in eurem Alter Sitte und Anstand genug in eurem Herzen herangewachsen ist, dass ihr solcher Erinnerung nicht mehr bedürft. Doch ich habe mich getäuscht.»

Eine trügerische Ruhe

Die Gefühlskälte der handelnden Personen, die gewaltsame Züchtigung als Form der Erziehung sowie der Glaube an die Macht der Autorität sind es auch, die man im weiteren Verlauf des Films immer wieder antrifft. «Das weisse Band» erzählt von einer norddeutschen Dorfgemeinschaft kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges, die durch eine Reihe seltsamer Vorgänge aufgewühlt wird. Da stürzt der Dorfarzt mit seinem Pferd über ein gespanntes Seil und verletzt sich schwer, während der Sohn des Gutbesitzers am Tage des Erntedankfestes misshandelt wird. Und die Serie geht weiter: Eine Bäuerin stirbt bei einem Arbeitsunfall, der behinderte Sohn der Hebamme wird fürchterlich gequält,

eine Scheune geht in Flammen auf und ein Bauernsohn findet seinen Vater aufgehängt im Stall. Doch um tatsächliche Aufklärung bemüht ist niemand, und so wirklich Sinn ergeben diese ganzen Verbrechen auch für den Zuschauer nicht. Alles Zufall? Ritual? Bestrafung? Und warum sind die Kinder immer in der Nähe der Tatorte? Man weiss es nicht, und es ist auch nicht wichtig. Vielmehr schafft der Film es, den Zuschauer nach einer halben Stunde in einen unglaublichen Sog zu ziehen, man wähnt sich fast als Teil dieser Dorfgemeinschaft, und ein unangenehmes, bedrückendes Gefühl geht von dieser trügerischen Ruhe und gleichzeitigen Angespanntheit innerhalb des Dorflebens aus.

Aus welchem Boden erwächst Radikalismus?

Der österreichische Regisseur Michael Haneke hat in einem Interview gesagt, dass ihn bei diesem Film besonders interessiert habe, aus welchen gesellschaftlichen Strukturen heraus politischer Radikalismus entstehen kann, ohne dabei konkret auf den deutschen Nationalsozialismus hinzuweisen. Der Nährboden für die Ideologie besteht in «Das weisse Band» aus Unterdrückung, Demütigung, Unglück und Leid, und genau das zeigt der Film. Aus diesem Blickwinkel heraus ist es ein kluges Meisterwerk von Haneke, das auch filmisch durch grandiose Schwarz-Weiss-Bilder und wirklich gute deutsche Schauspieler überzeugt. Aber besonders die düstere Stimmung, die der Film vermittelt, hinterlässt einen beklemmenden Eindruck – denn man spürt, die Katastrophe ist nahe.



Lisboa – Stadt der wunderschönen Kleinigkeiten

Obwohl Lissabon weder berühmte Wahrzeichen noch einen vorausseilenden Ruf vorweisen kann, zieht diese Stadt die Besucher in ihren Bann. Dies liegt nicht nur an den unwiderstehlichen Pastéis de Nata, welche man in Lissabon an jeder Strassenecke kriegt.



Das Erste was einem in Lissabon auffällt, sind die Kleinigkeiten, welche diese Stadt einzigartig machen. Es sind die Leute, die auf der Strasse oder in der U-Bahn ein Volkslied anstimmen, es sind die vielen Bäckereien, in welchen sich die Portugiesen an die Theke stellen, um ihren Kaffee und Pastéis de Nata zu geniessen, es sind die Azulejos, die wunderbar bemalten Fliesen an den Häusern, und es ist die electrico, die Strassenbahn, die fröhlich quietschend an einem vorbeirattert. Die verschiedenen Viertel der Stadt, allen voran Bairro Alto, die Altstadt, Baixa-Chiado und das wunderschöne Belém, runden die einzigartige Mischung Lissabons ab. In Bairro Alto, einem der trendigsten Viertel Lissabons, findet man kleine, versteckte Parks, in denen man ein gemütliches Nachmittagsbier geniessen kann, während in den Gassen kleine Boutiquen zum Stöbern einladen. Die verschlafenen Gassen rund um die Metrostation Baixa/Chiado werden ab Mitternacht zu einer einzigen Partymeile und Lissabon hat zu Recht den Ruf, eines der besten

Nachtleben Europas zu haben. Ein toller Nebeneffekt in Bairro Alto sind zudem die Preise, die sich mit sechs Euro für 0.75 l leckeren Caipirinha als absoluten Knaller herausstellen. Zum aussergewöhnlichen Nachtleben tragen auch die Clubs am Ufer des Rio Tejo bei, die einen unglaublichen Ausblick auf den Fluss und seine Brücken bieten. In alten Lagerhäusern entstehen Locations wie das zurzeit angesagte «Lux», welches mit John Malkovich einen prominenten Mitinhaber präsentieren kann. Die Preise sind mit neun Euro für 0.3 l Caipirinha zwar etwas höher, das Interieur und der unglaubliche Balkon auf dem Dach des Clubs machen diesen Nachteil aber sofort wieder wett.

Burgruine und Shoppingcenter – Tradition und Moderne in Lissabon

Das Castelo de Sao Jorge, eine Burgruine in der Altstadt, thront über der Stadt und lädt zu einem herrlichen Panoramablick ein. Da der Eintritt zum wunderschönen Ruinenpark fünf Euro

kostet, tummeln sich hier im Gegensatz zu anderen Parks nur Touristen. Der Leidenschaft Shopping kann man am besten Baixa und Chiado frönen. In beiden Vierteln sind sämtliche üblichen Handelsketten mit Filialen vertreten und im modernen Shoppingzentrum «Armazéns do Chiado» kann man sich in einer grossen Elektroabteilung allfällige Wartezeiten um die Ohren schlagen oder sich im Food Court stärken. Neben wunderschönen Plätzen wie Rossio findet man in Baixa auch eine Stadtzone, welche nach dem Erdbeben von 1755 schachbrettartig wiederaufgebaut wurde. Am Ende dieser Zone steht der Arco Monumental, ein grosser Triumphbogen, durch welchen man auf den Praça do Comércio, einen grossen Platz am Rio Tejo, tritt. Von dort nimmt man die Strassenbahn 15, welche in knapp 15 Minuten nach Belém fährt. Das Hieronymitenkloster gehört wie die Stiftsbibliothek in St. Gallen zum UNESCO Weltkulturerbe und damit zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten in Lissabon. Vom Kloster sind es nur ein paar Gehminuten

zum Torre de Belém, einer Hafenfestung aus der Entdeckerzeit, welche sich als besonders schönes Fotosujet entpuppt. In Belém findet man zudem eine Flut von Museen, welche sonntags freien Eintritt gewähren. Der wahre Grund jedoch, weshalb man dieses Viertel besuchen muss, ist die Fabrica dos Pastéis de Belém. Nirgends sind die Pastéis de Nata schmackhafter und an schönen Tagen muss man sich für die kleinen Cremetörtchen schon mal in Geduld üben. Der Legende nach kennen das Rezept für die Pastéis de Belém nur gerade zwei Personen, weshalb diese nie zusammen herumreisen dürfen. Ob diese Legende nun stimmt, sei dahingestellt. Zu hoffen ist jedenfalls, dass das Rezept nie verloren oder vergessen geht. Einen Besuch wert ist auch der Parque das Nacoes, das Erbe der EXPO 1998. Auf dem Gelände findet man neben einem Shoppingcenter das Oceanario, eines der grössten Meerwasseraquarien Europas, in welchem sich neben den unterschiedlichsten Fischen auch Pinguine und Otter tummeln. Das Oceanario ist aufgrund seines riesigen Hauptaquariums in der Mitte des Gebäudes absolut sehenswert. Bei einem Spaziergang entlang des Rio Tejo kann man sich an den verschiedenen Gärten, welche von der EXPO 1998 übrig blieben, erfreuen und sich das kulinarische Angebot der verschiedenen Restaurants auf dem Gelände zu Gemüte führen.

«L'auberge espagnole»

Dieser einzigartige Mix aus ruhigen Vierteln und wildem Nachtleben macht Lissabon zu einer der schönsten Studentenstädte Europas. Die Studenten werden durch das Erasmus Student Network aussergewöhnlich gut betreut und verfügen sogar über speziell billige Handy-Konditionen. In Bairro Alto gibt es den «Erasmus Corner», bei welchem sich jede Nacht zahlreiche Austauschstudenten aus Spanien, Italien, Polen oder Singapur zum Bier treffen, um anschliessend die wöchentliche Erasmus Party zum Kochen zu bringen. Die Studenten wohnen meist in grossen Wohngemeinschaften, wodurch überall in der Stadt so genannte «auberges espagnoles» zu finden sind. Und wie auch im gleichnamigen Film von Cédric Klapisch erwartet die Austauschstudenten in Lissabon ein Semester voller Abenteuer jeglicher Art.

Bettina Luginbühl



Bilder: Bettina Luginbühl & Sarah Schranz

Infos

Easyjet fliegt jeden Donnerstag von Lissabon nach Lissabon. Der Rückflug ist jeweils am Sonntag. Achtung! Früh genug buchen, ansonsten wird auch Easyjet ziemlich teuer.

www.easyjet.ch

Hostels für Lissabon findet man am besten über hostelworld. Es gibt einige Hostels, die ein sehr gutes Rating aufweisen, wie zum Beispiel das Lisbon Poets Hostel.

www.hostelworld.com

Tipp: Bei schönem Wetter kann man die Stadt in so genannten «Go-Cars» entdecken. Eine innovative Abwechslung zu den langweiligen City Line Bussen.

www.gocartours.pt

toxic.fm
& prisma
PRESENT

ABFAHRT!

Stürze ab in die Nacht
vor Auffahrt!



Elephant Club
St. Gallen

Mittwoch,
12. Mai 2010
10pm-4am

DJ Teyst
RnB/Hip Hop

DJ Oliver Klinghoffer
Disco

DJ Mark K
Tech & Classic House

DJ Alex Le More
House

Welcome Shots
for everybody
until Midnight.

Studentenschaft



Universität St. Gallen

Die Wunderflunder

Ab Ende April ist Apples iPad auch in der Schweiz erhältlich. Fluch oder Segen für die Menschheit?

PRO Brett mit Potential

Kaum war Steve Jobs von der Bühne verschwunden, auf der er das iPad präsentiert hat, ging ein enttäuschtes Raunen durch die Blogosphäre der Apple-Jünger und Tech-Geeks. Ein überdimensionierter iPod ohne Webcam, ohne USB-Anschluss, ohne Speicherkarten-Anschluss und mit kleinem Festspeicher. Nur ein weiterer Tablet-PC und zudem ein nicht besonders leistungsfähiger. Wo bleibt denn da die Revolution?

Vielleicht hat der ein oder andere vor lauter Aufregung Folgendes vergessen: Der iPod ist nichts anderes als ein MP3-Player und das iPhone im Tiefsten seines Herzens ein ordinäres Mobiltelefon. Was die fehlenden Funktionen und Schnittstellen angeht: Der technikaffine Kritiker übersieht, dass Apple das iPad kaum für seinesgleichen auf den Markt geworfen haben dürfte. Es geht nicht um das technische höher, schneller, weiter, es geht um die Transzendierung dessen, was wir heutzutage mit derlei elektronischen Gerätschaften anstellen. Entscheidend ist die Verwendung des iPads, oder besser: der Nutzen, den der Anwender aus der Verwendung des iPads zieht. Exakt hier liegt dann auch das wahre Potenzial des iPads. Es verspricht eine ähnlich intuitive Bedienung wie iPod und iPhone und verbindet alle relevanten Anwendungsbereiche: Musik hören, Filme schauen, Bücher und Zeitungen lesen, im Netz surfen, Mail- und Kalenderverwaltung – und das alles in einem vergleichsweise leichten und handlichen Gerät. Das iPad ist somit das ideale Multitalent für den nur unterschwellig an technischen Details interessierten Otto-Normalverbraucher, der Musik und Filme mag und am Tag



nicht fünfzig, sondern nur fünf Mails beantwortet. Wenn es Apple gelingt, diese Zielgruppe, die bis dato wenig mit Smartphones und Notebooks am Hut hatte, für das iPad zu begeistern, ist dessen Erfolg gewiss. Geht zudem das Konzept der Shopanbindung auf und iPad-User beginnen, Bücher und Zeitungen online zu kaufen, so wäre eine ähnliche Revolution gelungen wie damals mit der Kombination iPod-iTunes.

Yannick Pengl

CONTRA Keine Revolution

Eines sollte gleich zu Beginn klar sein: Das iPad ist keine Revolution. Andere Hersteller, darunter auch Microsoft, haben schon längere Zeit Tablet-PCs im Angebot, und dies mit mässigem Erfolg. Nur hat Apple in der Vergangenheit

bereits bewiesen, dass man in der Lage ist, mit einzigartigem Design und solider Qualität Märkte für sich einzunehmen. Das iPad wird aber mit hoher Wahrscheinlichkeit keinen ähnlichen Hype auslösen wie das iPhone oder der iPod, da es nicht den gleichen revolutionären Charme versprüht wie Apples vorherige Innovationen. Das iPad ist wie ein Schweizer Taschenmesser. Es ist handlich, praktisch und kann alles, was man braucht. Aber ist das wirklich wahr? Brauche ich wirklich einen Tablet-Computer, um auf dem Sofa Filme zu schauen, wenn ich das auch auf meinem 30 Zoll HD Flat Screen Fernseher tun kann? Benutze ich das iPad wirklich im Büro, um grössere Projekte zu bearbeiten, wenn ich dies an meinem Laptop oder Desktop PC mit einer richtigen Tastatur viel bequemer erledigen kann? Nutze ich auf dem iPad wirklich Apples umfangreiches Angebot an Apps, obwohl mir das iPhone dies auch unterwegs und in Verbindung mit mobiler Telefonie und mobilem Internet erlaubt? Bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass das iPad zwar alles kann, aber nichts richtig. Die meisten Menschen besitzen all jene Geräte wie Fernseher, Laptop und Handy, die durch das iPad ersetzt werden sollen. Es stellt sich also die Frage, wo sich für den Tablet-PC ein ausreichend grosser Markt auf tun soll. Vielleicht nirgends. Denn dann werden auch das überragende Design, die altbewährte Qualität und der gute Ruf der Marke Apple dem iPad nicht viel nützen und es könnte wie seine Konkurrenzprodukte im Nichts des Multimediemarktes verschwinden.

Fabian Fechner

Hong Kong vs. Appenzell

Der Sekundärmarkt der asiatischen Handelsmetropole befindet sich auf dem aufstrebendem Ast.

Geht es um Kunst & Kultur, gleicht Hong Kong eher Appenzell als New York» schrieb ich in der letzten Ausgabe des prisma. Und in der Tat ist die Kunstszene in Hong Kong eher beschaulich. Schwache Galerien, langweilige Museen, keine Künstlerszene. Auf den ersten Blick scheint es, als ob der Kunstmarkt an Hong Kong vorbeigehe. Doch das Gegenteil ist der Fall. Während der Primärmarkt (also das Galeriesgeschäft) im Dauerschlaf ist, boomt der Sekundärmarkt (der Handel mit be-

kannten Werken). Hier werden Summen umgesetzt, von denen vermeintliche Kunstmetropolen wie Paris, Berlin oder Zürich nur träumen. Die Asiaten kaufen wie verrückt und haben Hong Kong als ihr Kaufhaus ausgesucht. Ein Händler berichtete mir kürzlich, dass das Kaufverhalten seiner asiatischen Kundschaft eher demjenigen beim Erwerb einer Louis Vuitton Tasche gleiche. «Sie kommen rein, fragen nicht viel, verhandeln den Preis kurz und kaufen es. Je teurer, desto besser.» Die Motive zum Kauf sind stets die gleichen: Neureiche Asiaten suchen Statussymbole, sollten der Ferrari und das grosse Haus nicht ausreichen.

Der Fokus liegt dabei auf asiatischen Künstlern, denn mit den Westlern können sie wenig anfangen. Ein Blick auf aktuelle Daten belegt diesen Trend: Laut Artprice.com ist Hong Kong bereits jetzt die Nr. 3 im internationalen Kunstmarkt (gemessen am Auktionsvolumen), hinter New York und London. Die Liste der Top 3 Künstler (welche 2009 am meisten auf Auktionen umgesetzt haben) schaut ähnlich aus. Picasso (\$121m) und Warhol (\$106m) belegen die ersten Plätze, dahinter folgt ein Chinese, Baishi Qi (\$70m). Keine Frage, wo Werke von Qi gekauft wurden: Hong Kong natürlich. Internationale Händler haben das Potenzial von Hong Kong erkannt. Anstatt aber wie in Peking eine Dépendance zu eröffnen, beschränken sich viele auf kleine Büros. Ein gutes Beispiel ist Gagosian, die weltgr sste Galerie.  berall eröffnen sie eine Vertretung, selbst in Athen, bei den Pleite-Griechen. In Hong Kong haben sie aber nur ein kleines Büro und bedienen von hier aus den asiatischen Markt. Die Regierung in Hong Kong unterstützt das: Vor kurzem wurden die Steuern auf Kunst abgeschafft. Die Konsequenzen sind schon jetzt offensichtlich: Hong Kong wird seine Position im Kunsthandel weiter verbessern. New York und London müssen um ihre Top-Positionen fürchten. Doch unter dem Fokus auf den Sekundärmarkt leidet die eigentliche Kunstszene. Gale-

rien, Museen und Künstlerszene werden aus dem Dauerschlaf vorerst nicht aufwachen. Schade!

MR

Der Autor promoviert zum Thema «Management von Kunstgalerien» am KMU-Institut bei Prof. Christoph Müller. Regelmässig berichtet er an dieser Stelle vom Kunstmarkt. Er war bereits im Alter von 20 Jahren Teilhaber einer Galerie für zeitgenössische Kunst.





Menschen

- 51 Herausgepickt: Andreas Vogel
- 52 Profs privat: Marianne Hilf
- 54 Umfrage: Was läuft auf dem Dorfe?
- 56 Guter Duft und klare Worte

toxic.fm
& **prisma** PRESENT

SEMESTEREND

mediaparty

elephant club
st. gallen

wed, 19.05.10
10pm-4am

she djs:
creaminal
bigbeats, electro, breaks

anahi sánchez
partytunes



LADIES
SPECIAL

welcome shots for everybody
and free ladies entry until midnight.



Studentenschaft

Universität St.Gallen

Herausgepickt



Andreas Vogel

Alter	27
Studium	BWL, 4. Semester
Lieblingsautor	Nils LaBute
Lieblingsstück	Das Mass der Dinge
Musik	Steely Dan (Jazz-rock)
Film	Day After Tomorrow (wegen der Special Effects!)
Essen & Trinken	Pasta mit Mineralwasser
Aktuelles Lieblingszitat	«Ich bereue nichts. Ich habe meinen Spass gehabt, und das ist die Hauptsache» (Tote ohne Begräbnis)

«Die HSG hat mich zur Kultur gebracht»

Seit zwei Jahren spielst du im Studententheater, zeigst somit deine künstlerische Seite. Warum studierst du denn eigentlich an der HSG?

Die Wirtschaft hat für mich immer noch erste Priorität. Das Theaterspielen ist für mich nur ein Ausgleich zum normalen Studentenleben. Es ist ein Hobby, und dabei soll's auch bleiben. Denn schliesslich kann man damit auch kein Geld verdienen (grinst).

Wie bist du denn eigentlich zum Theaterspielen gekommen – warst du schon immer begeistert von der Bühne?

Eigentlich kam das erst durch die HSG zu Stande. Die verschiedenen Wahlfächer bieten ja ein relativ breites Angebot, und irgendwann hab ich da mal reingeschnuppert und festgestellt: Das gefällt mir. Vor allem die Möglichkeit der Schauspielerei, dass man so richtig in eine andere Welt hineintauchen und jemand anders sein kann, finde ich faszinierend.

Hilft dir denn die Schauspielerei auch im HSG-Alltag?

Ich finde, es hilft mir recht viel bei Präsentationen. Denn in diesen Situationen ist man ja auch in einer Rolle, die man beherrschen muss. Im normalen Leben aber ist die Schauspielerei meiner Meinung nach ein falsches Mittel. Man merkt es eben sehr schnell, ob einer ehrlich ist oder nur spielt. Oder versuch mal, einer Frau etwas vorzuspielen – das geht nicht lange gut!

In eurem neuen Stück spielst du einen sexistischen Bösewicht, der Frauen misshandelt. Wie fühlt man sich denn in so eine schwierige Rolle hinein?

Man muss irgendwie versuchen, sich in die Grundstimmung hineinzuversetzen. In diesem Stück wissen ja alle Beteiligten – sowohl die Folterter wie auch die Gefolterten –, dass ihre Zeit ei-

gentlich am Ablaufen ist, dass es bald zu Ende gehen wird. Alle sind müde vom Krieg und der ständigen Todesangst. Diese Umstände muss man sich bei der Rollenvorbereitung bewusst machen.

Wie bereitest du dich denn unmittelbar vor dem Auftritt vor – bist du sehr nervös?

Nicht übermässig. Für mich ist nur wichtig, dass ich mich bereits vor Auführungsbeginn auf meine Rolle einstellen kann. Denn es geht ja nicht einfach so, dass man auf die Bühne hüpf und sofort ist man in der Rolle. Es braucht eben seine Zeit, in einen anderen Charakter hineinzuschlüpfen. Und da sollte mich dann auch besser keiner stören (lacht).

Was ist denn bislang das Schlimmste, was dir auf der Bühne passiert ist?

Es gibt eigentlich zwei peinliche Momente, an die ich mich erinnern kann. Zum einen war da meine Rolle des «Schwarzen Mannes» an sich, weil ich bei meinem Auftritt kein einziges Wort auf der Bühne sagen durfte und gleichzeitig eine Rolle definieren musste, von der keiner wusste, welcher Art die sein sollte. Und zum anderen war ich bei meinem ersten Auftritt für das Studententheater gleichzeitig auch noch für die Technik zuständig – was sich später als Fehler herausstellte, weil an diesem Abend technisch gar nichts funktionierte. Und ich konnte in dieser Situation nicht viel dagegen machen.

Wo siehst du dich denn in zehn Jahren – hast du da immer noch was mit der Schauspielerei am Hut?

Hmmm... mal schauen; wäre ja schön, wenn man das Hobby in den Beruf integrieren könnte. Vielleicht Marketingleiter bei Warner Brothers, das wäre doch was.

Raffael Hirt & Matthias Mirbeth

Profs privat: Marianne Hilf, Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie

«Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben»



Sarah.Umbricht@student.unisg.ch
prisma-Redaktorin



Annika.Sonderegger@student.unisg.ch
prisma-Redaktorin

An einem regnerischen Dezembermorgen besuchen wir Marianne Johanna Hilf in ihrer Wohnung am Rosenberg in St. Gallen. Wir stehen vor einem weissen Haus, in welchem sich – zur Talseite hingewandt – die hübsche Wohnung inmitten eines malerischen Gartens befindet. Die kleine, aber feine Wohnung liegt etwas versteckt hinter einem hohen Zaun, hinter dem man den Weg durch den japanisch gestalteten Teil des Gartens zur Eingangstür findet. Als Erstes fallen die grossen Fenster der Wohnung auf, so dass man sich so fühlt, als sässe man direkt im Garten, und genau das mag Frau Hilf so besonders. Dass ihr Heim nur 15 Minuten von der Universität entfernt ist, ist ein weiterer Vorteil.

Eine lachende Mandarine im Obstkorb

Wir werden sehr gastfreundlich begrüsst, mit Latte Macchiato und steirischem Nussbrot. Auf einer der Mandarinen im Früchteteller finden wir sogar ein aufgemaltes Smiley. Man ahnt, Frau Hilf ist ein fröhlicher Mensch. Marianne Hilf wurde 1966 – da darf man den Jahrgang noch erwähnen – in Graz (Österreich) geboren und ist das einzige Kind ihrer Eltern. Ihr Vater war vor seiner Pensionierung langjähriger Strafrichter am Landesgericht für Strafsachen Graz. Auch ihre Mutter studierte Rechtswissenschaften und absolvierte anschliessend ihr Gerichtspraktikum am Grazer Straflandesgericht, wo sich die beiden kennen lernten. Frau Hilfs Eltern liessen ihrer Tochter in beruflicher Hinsicht alle Freiheiten. «Nur eines wollten meine Eltern nicht: dass ich Strafrichterin werde!», meint Marianne Hilf lachend.

Nach der Matura studierte Hilf Rechtswissenschaften in Graz; 1990

schloss sie ihr Studium ab. Noch während ihres Studiums nahm sie eine Assistentenstelle an der Universität Graz an und schrieb ihre Dissertation zum Thema der «Wiedergutmachung in der österreichischen Strafrechtspflege – Auf dem Weg zu einem neuen Kriminalrecht?» Das Befassen mit dieser Thematik bildete den Grundstein für ihr soziales Engagement in der Opferhilfe. Einige Jahre lang war sie Vizepresiden-

tin der Opferhilfevereinigung «Weisser Ring» in Österreich, in dessen Vorstand sie weiterhin verblieben ist. International setzt sie sich im Rahmen der «World Society of Victimology» für Opferrechte ein. 1997/98 absolvierte Marianne Hilf das Gerichtsjahr in Wien und arbeitete während der ersten österreichischen EU-Ratspräsidentschaft im Bundesministerium für Justiz. Hierbei war sie als Teil der österreichischen Delegation



wiederholt in der EU-Ratsarbeitsgruppe für Strafrecht in Brüssel tätig.

Die Schönheit St. Gallens

Während ihrer Zeit im Gerichtsjahr fand sie die Stadt Wien zwar sehr schön – «eine Grossstadt mit herrlichen Gebäuden und trotzdem sehr ruhig und grün» –, ging danach aber wieder nach Graz, um ihre Habilitation in Angriff zu nehmen. Frau Hilf habilitierte sich im Jahr 2003 mit dem Thema «Strafrechtliche Verantwortlichkeit von juristischen Personen». Damit erwarb sie die *venia legendi* für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie. Seit Sommer 2009 lehrt und forscht Frau Hilf nun in St. Gallen am Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie unter besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsstrafrechts. St. Gallen ist mit ca. 71 000 Einwohnern etwas überschaubarer als Graz mit 280 000 Einwohnern; trotzdem oder gerade deswegen gefällt es Marianne Hilf sehr gut in St. Gallen. «Man hat hier alles, was man braucht, und dazu ist St. Gallen wunderschön gelegen», sagt Frau Hilf. Graz ist nicht nur die Heimatstadt von Frau Hilf, sie lernte dort auch in der Oper ihren Mann kennen. Der Oberarzt in der Geriatrie an der Berliner Charité ist «geradezu begeistert von St. Gallen», daher verbringen sie häufig ihre Wochenenden gemeinsam hier.

In ihrer freien Zeit liest Marianne Hilf gerne. Ihre Lieblingsbücher sind etwa «Die Wand» von Marlen Haushofer oder «Unter Freunden» von Martin Suter. Ausserdem kocht sie gerne und treibt regelmässig Sport. Auf die Frage, welches

denn ihre Liebesspeise sei, meint sie ganz klar: «Ein Steak. Medium-rare.»

Als Kind lernte Marianne Hilf Klavier und Violine spielen, beides spielt sie heute nicht mehr. Aber sie hört gerne Musik und mag dabei alle möglichen Richtungen: Blues, Pop, Independent, Klassik. Auch sonst lässt sie sich nicht auf einzelne Gebiete festlegen; sie ist vielseitig interessiert. Während ihrer Schulzeit war Marianne Hilf begeisterte Tänzerin und trainierte lateinamerikanische Turniertänze. Mit Studienbeginn trat das Tanzen aber immer mehr in den Hintergrund.

Das Reisen als grosse Leidenschaft

Eine weitere grosse Leidenschaft von Frau Hilf ist das Reisen. Innerhalb von Europa schwärmt sie vor allem von Kroatien – obwohl sie dort einen schweren, aber glücklicherweise folgenlosen Autounfall erlebte: Ihr Auto überschlug sich nach einer Kollision auf einer Kreuzung in Zagreb und erlitt Totalschaden, Marianne Hilf blieb unverletzt. Durch den Unfall wurde ihr aber «schlagartig» bewusst, dass man die Handtasche im Auto immer schliessen sollte, denn: Eine geschlossene Handtasche lässt sich in einem auf dem Dach liegenden Auto einfacher finden als ein

kleines herausgefallenes Handy. Ausserhalb von Europa fand sie die Galapagos Inseln aufgrund ihrer Flora und Fauna sowie ihrer Unberührtheit «am beeindruckendsten». Generell sagt sie, sie liebe das Meer. Auch wenn Frau Hilf den Sommer lieber mag als den Winter, kann sie Letzterem einige Reize abgewinnen; obwohl sie keine ausgewiesene Wintersportlerin ist, steht sie ab und zu auf Langlaufskiern.

Eines der vorrangigen Ziele von Frau Hilf ist, das Interesse für die strafrechtlichen Aspekte im Wirtschaftsprozess zu wecken und diese gemeinsam mit den Studierenden zu analysieren. Der Lehrstuhl von Frau Hilf ist nicht gerade repräsentativ für den Frauen-Anteil an der Uni, er ist mit zwei Assistentinnen besetzt: «Sie sind sehr engagiert und bilden ein hervorragendes Team.»

Eines ihrer Lieblingszitate stammt von Goethe: «Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben, das wird die rechte Form dem Geiste geben.» Zum Schluss fragen wir Frau Hilf, ob sie spezielle Ratschläge für Studierende hat. Spontan meint sie: «Ich finde es wichtig, dass man bei allem, was man tut, den Mitmenschen mit Respekt, Wertschätzung und einer positiven Einstellung begegnet.»



«Ich bin begeistert von St. Gallen.» Marianne Hilf lehrt seit 2009 an der HSG

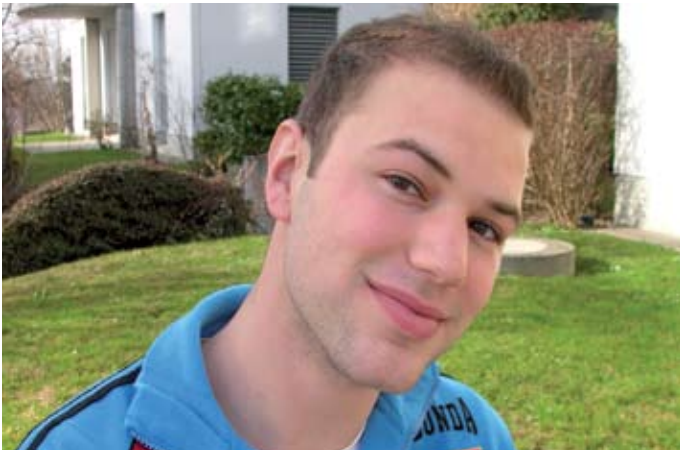
Was läuft auf dem Dorfe?

Viele Studierende haben in einem Dorf gewohnt, bevor es sie in die pulsierende Ostschweizer Metropole St. Gallen zog. Deshalb wollte prisma von ihnen wissen, was für sie eigentlich «typisch Dorf» ist.



Lea, Bachelor-Stufe

Auf dem Land gibt es Tiere: Mir rannte in unserem Dorf mal ein Schwein nach! Ich musste auf ein Dach flüchten, wo ich zwanzig Minuten wartete, bis jemand kam, der das Schwein mit Wasser verjagte.



Raffi, Bachelor-Stufe

Klatsch verbreitet sich schnell: Ich hab mal einer Bekannten aus meinem Dorf zum Spass erzählt, ich sei Vater geworden. Zum Beweis hab ich ihr ein Foto von mir und einem kleinen Mädchen in der Pizzeria gezeigt. Das Gerücht machte schnell die Runde. Sogar meine Schwester wurde in der Migros darauf angesprochen.



Marcel, Assessment-Stufe

Wenn du im Dorf auf den Bus rennst, dann wartet der Busfahrer auf dich und erkundigt sich beim Einsteigen nach der Familie. In der Stadt sind die Chauffeure gemein und fahren dir immer vor der Nase weg.



Luca, Bachelor-Stufe

Das klassische Klischee über Schweizer: Ich komme aus den Bergen und bin im Winter mit dem Snowboard in die Schule gefahren. In der Schule hatte es sogar so einen Skiständer wie vor den Restaurants. Über Mittag hatten wir oft vier Stunden frei, damit wir auf die Piste konnten.



Chiara, Bachelor-Stufe

Zwei Dinge erinnern dich immer wieder daran, dass du ein Dorfkind bist. Erstens: Jeder kennt deinen Namen. Zweitens: Du kannst mitten auf der Hauptstrasse in einen Kuhfladen treten.



Beat, Bachelor-Stufe

Ein Freund von mir ist auf dem Schulweg mit dem Bob verunfallt!

Marisa Steiner

Guter Duft und klare Worte

Seit 14 Jahren steht Vreni Giger, ausgezeichnet mit 17 Gault-Millau-Punkten, in der Küche des Jägerhofs und verwöhnt ihre Gäste mit erlesenen Speisen. Grund genug für uns, für einen Tag hinter die Kulissen zu schauen und einen Einblick in den Arbeitsalltag einer Meisterköchin zu bekommen.



Die Herrin der Töpfe. Vreni Giger in der Küche ihres Jägerhofs

Um 9 Uhr morgens fängt unser Ausflug in die Brühlbleichestrasse an. In der Küche beginnen die zwei Köche in Ausbildung und ihre Chefin mit der Planung der Arbeitsschritte und entscheiden, welche Gerichte bereits vorbereitet werden können. Wir wundern uns derweil ein wenig, dass man aus der Küche bis in den Gastraum schauen kann, doch Frau Giger klärt uns auf: «Das Prinzip der offenen Küche ist mir sehr wichtig. Die Gäste sollen dadurch ermuntert werden, auch mal einen Blick in den wichtigsten Raum des Restaurants zu werfen!» Etwas verloren kommen wir uns als Laien in den ersten Momenten in diesem Reich aus Edelstahl und Küchenmaschinen, mit riesigen Herdflächen, Kresse auf den Sideboards und den grossen Dosen mit Salz, Zucker oder Mehl dennoch vor. Jeder Koch hat hier seinen eigenen Posten, ist zum Beispiel zuständig für Stärkebeilagen, kalte Vorspeisen, Gemüse oder Saucen. Nur das Fleisch, das ist natürlich der Chefin vorbehalten. Einer der ersten Gänge des Tages führt einen Koch in den Kühlraum des Hauses, der erstaunlich leer scheint, doch er klärt uns schnell auf: «Die meisten Zutaten kommen frisch aus der Umgebung und müssen deshalb auch nicht lange gelagert werden.»

Kleider machen Köche

Währenddessen wird in der Küche Käse gehobelt, Suppengemüse eingekocht, und dutzende Zwiebeln geschnitten (nicht zu fest mit dem Messer drücken, dann muss man auch nicht weinen, sagt der Profi). Und zwischen Amuse-Bouches und Pré-Dessert wird sogar aus uns prisma-Redaktoren ziemlich schnell ein Teil der Crew - zumindest äusserlich: An die hochgeschlossene Küchenbluse werden die Knöpfe gesteckt, dazu kom-

men die Schürze und der Torchon – das Geschirrtuch für alle Fälle – und schon halten wir die erste Rezeptkarte mit der Tagesaufgabe in der Hand: Schwiegermutterzungen, eine Art breite Crossini, die den Gästen als Knabbergebäck für zwischendurch auf den Tisch gestellt werden. Doch natürlich ist das gar nicht so leicht. Wir versuchen uns im Abwiegen und Bedienen der rumpelnden Knetmaschinen, scheitern zunächst kläglich beim Auswalzen und schaffen es letztlich aber doch, das eigene Werk mit einem gewissen Stolz in den Backofen zu schieben. Die beiden jungen Köche, die seit zwei respektive drei Jahren im Jägerhof lernen, erzählen derweil, dass sie sich zuhause vor dem Kochen eher drücken, weil sie einfach ständig von ihren Kollegen belagert werden. Und auch die unvorhersehbaren Dienstenden sind Gift für Verabredungen: «Jeder Tag ist anders, und bekanntlich bestimmen die Gäste, wann die Arbeit zu Ende ist.»

Auch ein Koch muss einmal essen

Bevor die Mittagsgäste eintreffen, versammelt sich das gesamte Team des Jägerhofs zum Mittagessen: Käsehörnli mit Salat. Hungrig könne man nicht gut kochen, sagt Frau Giger lachend. Lange Zeit fürs Essen kann man sich dabei nicht lassen: Gegen 12 Uhr füllt sich der Gastraum und auch die Atmosphäre in der Küche ändert sich. Alle paar Minuten bringen die Kellner neue Bestellungen, die von Frau Giger verteilt werden. Jeder Angesprochene antwortet mit einem klaren «Jawohl!» und macht sich wie selbstverständlich an sein Werk. Wir Laien können spätestens ab jetzt nur noch zuschauen: Auf dem Posten der kalten Vorspeisen werden die bunten Salate drapiert und der Beilagenkoch macht in einer Minute aus einem gelblichen Klumpen formvollendete Pasta. Vreni Giger bringt ganz vorn noch Fleisch, Fisch oder Meeresfrüchte und die dazugehörigen Saucen auf den Teller und gibt ihr Okay, bevor der Teller die Küche endgültig verlässt. In der Küche wird es währenddessen unglaublich warm, es brutzelt und duftet in jeder Ecke des Raums. Die erste Schicht des Tages ist geschafft.

Leadership à la HSG

Die zweite Etappe beginnt um knapp 18 Uhr. Mittlerweile ist der Abend eingekehrt in Frau Gigers gemütlicher



Stehts alles im Griff: 17 Gault-Millau-Punkte kommen nicht von ungefähr

Küche und die Vorbereitungen für einen gästereichen Freitagabend laufen auf Hochtouren. Das Team, bestehend aus fünf Köchinnen und Köchen, plant das Abendgeschäft. Es herrscht ein angemessen straffes Arbeitstempo, ohne dass Hektik in der Luft liegt. Während auf dem Herd zwischen fünf und sieben Töpfe dampfend vor sich hin kochen und wohlriechende Düfte in die Luft befördern, planen die Chefin und ihr Team nebenher die letzten Details für einen reibungslosen Ablauf. Alle Kollegen hören auf Frau Gigers bedachte Vorgaben und halten sich an ihre schriftlich festgehaltenen Meisterrezepte. Sie selbst hat die Lage voll im Griff: Während sie routiniert mehrere Speisen synchron zubereitet, sind ihre Augen überall zugleich. Stets weiss sie den Kollegen im richtigen Moment den richtigen Ratsschlag zu geben und behält den Überblick; eine Führungsperson fast schon nach HSG-Manier!

Ein guter Duft liegt in der Luft

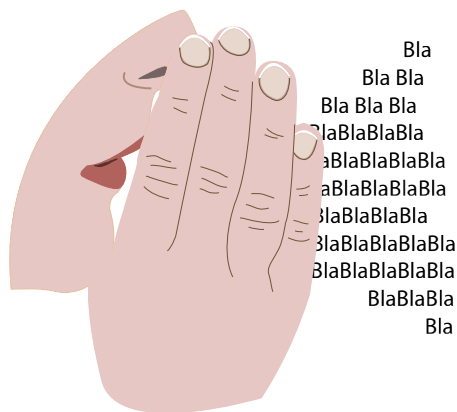
Pralle Orangen werden mit schneller Hand gepresst, ein Arbeitsfeld weiter verlieren Riesengarnelen ihre Haut und finden sich kurzerhand fein gehackt in einem exquisiten Soufflé wieder. Feinstes Fischfilet zischt beim Kontakt mit der heissen Gusspfanne, massenweise Gänseleber wird gebraten, auf der Kochplatte nebenan beginnen sich die in Knoblauchsauce gebratenen Miesmuscheln langsam zu öffnen. Immer wieder wird zu der zentral stehenden Schüssel mit Salz gegriffen. Gekonnt werden Gewürze abgeschätzt, andere Zutaten exakt mit der silbernen Küchen-

waage abgemessen. Wohlige Gerüche finden ihren Weg in unsere Nasen, der Grossteil des Dunstes aber steigt auf in die riesige Abzugshaube und gelangt von dort nach draussen in die kalte Abendluft. Nicht zuletzt von diesem feinen Odeur angelockt, kommen die ersten Gäste des Abends in den Jägerhof. «Der Grossteil hat reserviert», verrät die sympathische Kellnerin, «für heute erwarten wir etwa 40–50 Gäste.» Ganz voll wird es also nicht werden. «Wir hatten schon über 70 Gäste hier, da wurde es aber wirklich eng», erzählt Claudia, die freundliche Sommelière, und poliert mit ihrer Kollegin die letzten Messer und Gläser. Nebenher ist noch Zeit für einen kurzen Plausch, denn noch ist der erwartete Andrang des Abends nicht eingetroffen.

Ein langer Abend steht bevor

Das Fischfilet von vorhin befindet sich mittlerweile umgeben von einer köstlich anmutenden sowie aufwändig zubereiteten Weinsauce und macht einen servierfertigen Eindruck. Gemeinsam mit einer aufregenden Schaum-Crème richtet Frau Giger es auf Rande an, bevor der Teller seinen letzten Weg in die Speisezimmer antreten darf. Während wir uns von unserer kleinen Reportage langsam auf den Heimweg machen, hat der Stress für das gesamte Team gerade erst begonnen. Noch bis mindestens 22 Uhr werden sie in der Küche die leckersten Gaumenfreuden zubereiten und ihr Können erneut unter Beweis stellen.

Annegret Funke, Tristan Swysen & Charlotte Claesson



Das Gerücht

nerrhoder finden, die ihr Seitengewehr für einen solchen Anschluss in die Luft recken, darf bezweifelt werden. Etwas harmloser käme dieser Schritt daher, wenn sich St. Gallen, die beiden Appenzeller Halbkantone und, wenn man schon dabei ist, auch das Thurgau zum Kanton Ostschweiz vereinigten.

Ein Blick in die Historie zeigt: Als Appenzell 1513 in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde, gab es die sinnlose Trennung noch nicht. Erst die Gegenreformation führte dazu, dass Reformierte und Katholiken je im eigenen Halbkanton zum selben Herrn beteten. Dass die religiösen Differenzen heute im gemeinsamen Interesse überwunden werden können, wird nicht nur im Tourismusmarketing sichtbar. Auch die bei der Abstimmung zur Minarettinitiative demonstrierte Verbrüderung im Angesicht des gemeinsamen Feindes offenbarte einen Ostschweizer Wertekon-

Erste Gedankenspiele zur Kantonsfusion machten schon 2005 die Runde, was den damaligen Ständerat Carlo Schmid dazu veranlasste, «erschiesst uns doch gleich» in die Weite des Plenarsaals zu rufen. Heute hat ein progressiverer Wind in den Machtzentren Einzug gehalten. Bei einem jüngst vom scheidenden Avenir-Suisse-Direktor Thomas Held arrangierten Treffen einigten sich die beteiligten Landammänner und Regierungspräsidenten bei Käse, Bratwurst und reichlich Most auf ein vertrauliches Positionspapier, welches prisma vorliegt. Darin wird der Kanton Ostschweiz als «mittelfristiges Ziel einer Politik der verstärkten Kooperation» angestrebt.

Aus prisma-Perspektive können die Pläne nur gutgeheissen werden. Auf dass wir uns nie wieder mit dem Plural von Appenzell herumschlagen müssen.

Yannick Pengl

Der Kantönligeist gilt vielen als das Grundübel der heutigen Schweiz. Er kommt wohl kaum so deutlich zur Geltung wie in den beiden Appenzell, oder muss es heissen Appenzells? Appenzelle? Allein schon die Tatsache, dass der Plural von Appenzell beschissen klingt, schreit nach der Kantonsfusion. Bedenkt man weiterhin, dass Appenzell etymologisch nichts weiter als «Zelle des Abtes» bedeutet, drängt sich förmlich die Inkorporation in den Kanton St. Gallen auf.

Ob sich auf dem Landsgemeindeplatz in Appenzell ausreichend In-

Heftvorschau



Pünktlich zum Ende des Semesters beschäftigt sich prisma mit den wirklich wichtigen Dingen des Lebens. Alle wollen es, wenige haben es und seinetwillen zieht es uns täglich auf den Rosenberg. Die Maiausgabe widmet sich dem schnöden Mammon, dem Fetisch jedes rechtschaffenen HSG-Studenten. Wir freuen uns auf Eure kontroversen Beiträge zum Thema «Geld». Schreibt an prisma@myunisg.ch oder kommt zur wöchentlichen Redaktionssitzung: Jeden Dienstag in unserem Büro (20:15 Uhr, Oberer Graben 3).

**Nächster Redaktionsschluss:
Montag, 3. Mai 2010**

Zuschriften an
prisma@myunisg.ch

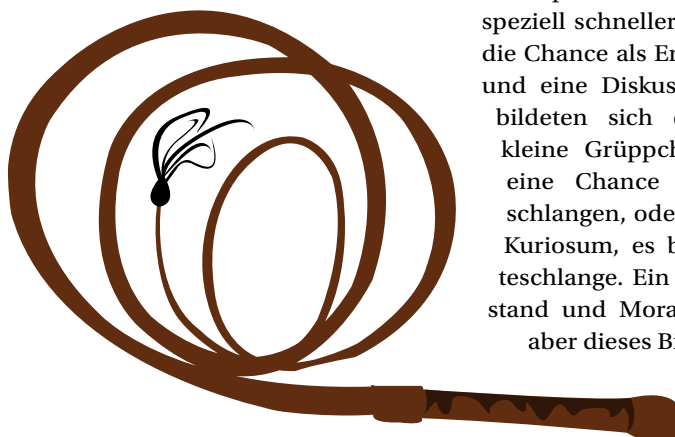
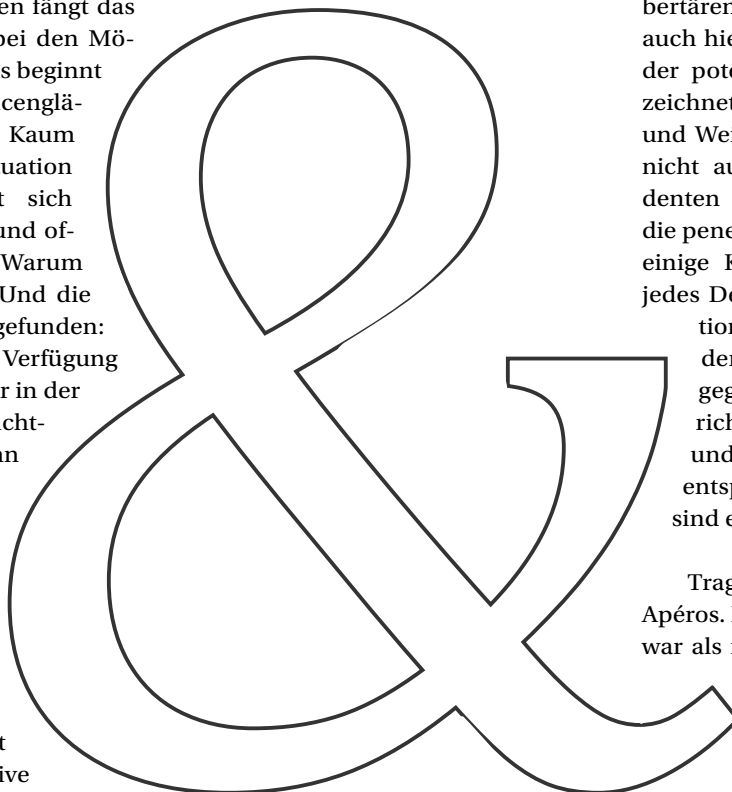
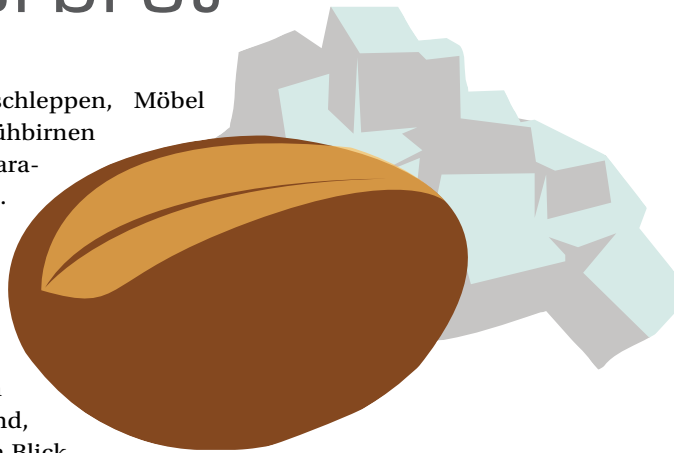
Zuckerbrot

Wasserkisten schleppen, Möbel rücken, Glühbirnen austauschen, Reparaturen vornehmen... Spätestens wenn Studenten das heimische Lager verlassen, merken sie, dass diese alltäglichen Aktivitäten nicht so einfach sind, wie es auf den ersten Blick scheint.

Bei weiblichen Studenten fängt das wahre Problem nicht erst bei den Möbeln oder Reparaturen an. Es beginnt bei widerspenstigen Saucengläsern und schweren Kisten. Kaum ist man mit solch einer Situation konfrontiert, da schleicht sich auch schon die einfachste und offensichtlichste Lösung ein: Warum nicht einen Mann fragen? Und die Antwort ist ebenso schnell gefunden: Weil kein hilfreicher zur Verfügung steht! Nicht etwa, weil keiner in der Nähe ist. Nein, weil er schlichtweg einfach nicht helfen kann oder will. Entweder ist er beschäftigt, krank oder versteht nicht, worum es eigentlich geht.

Was bis an dieser Stelle nach einem Aufruf für mehr Hilfsbereitschaft an Gentlemen klingt, hat noch eine wahrlich positive Seite. Die betroffenen Damen lernen, ihre Probleme selbst zu lösen. Sie müssen teilweise kreativ werden, um ihr Ziel zu erreichen, und schlussendlich können sie unheimlich stolz auf sich selbst sein. Denn sie sind in der Lage, ein Gurkenglas auf verschiedenste Varianten zu öffnen, allein Kisten im Keller zu verstauen oder sogar eine Steckdose auszuwechseln. Sie haben bewiesen, dass sie sowohl vollkommen selbstständig als auch lebensfähig sind. Deshalb an dieser Stelle ein ganz grosses Dankeschön an alle die Herren in der Welt, die keine Gläser öffnen, Möbel rücken und Kisten verstauen!

Rabea Müller



Peitsche

Rückblickend habe ich ein schlechtes Gewissen, mich nicht mit den HSG Career Days befasst zu haben, da diese, trotz allem, Türen aufmachen und Möglichkeiten aufzeigen. Doch trotz allem, habe ich keine Lust, dem «my-time-to-shine»-Moment der HR-Leute beizuwohnen. Zugegeben, optisch bedeuten diese Tage auch pure Ästhetik – oder eben auch nicht. Anzüge sind ja eine ganz feine Sache, doch stehen sie in der Regel erfahrenen Businessmännern, die auch jahrelange Erfahrungen in deren Auswahl haben, besser als postpubertären Studenten. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, aber nur seitens der potenziellen Arbeitgeber. Arbeiten zeichnet den Menschen auf andere Art und Weise als studieren. Ich will damit nicht aussagen, dass Anzüge für Studenten generell verboten sind. Doch die penetrante Genauigkeit, mit welcher einige Kommilitonen versucht haben, jedes Detail ihres Auftretens zu perfektionieren, war befremdend. Sich in der Toilette die Zähne zu putzen, gegenseitig den Krawattenknopf zu richten, öffentliches Schuhputzen und krampfhaft gestellte und dementsprechend unnatürliche Posen sind einfach nur falsch.

Tragisch-komisch fand ich auch die Apéros. Nicht nur, dass der Kaffee besser war als in der Cafeteria und dazu noch gratis (was die Diskussion um die ewige Frage nach dem Preis-Leistungs-Verhältnis unseres Hauskaffees einmal mehr ankurbelte), sondern auch das schemahafte Verhalten, was das Ergattern von Gesprächszeit mit einem Vertreter betraf, war herzerwärmend. Rein optisch war zu beobachten, wie ein speziell schneller oder mutiger Student die Chance als Erster am Schopf packte und eine Diskussion begann. Danach bildeten sich entweder rundherum kleine Grüppchen, die wartend auf eine Chance Amuse-Bouches verschlangen, oder, das weitaus grössere Kuriosum, es bildete sich eine Warteschlange. Ein gewisses Mass an Anstand und Moral ist zwar notwendig, aber dieses Bild war der Gipfel.

Guillaume Gabus

**GREAT THINGS
COME
TO THOSE WHO
WANT**

**MORE DOVE MORE LÄTTA MORE BERTOLLI
MORE AXE MORE LUSO MORE KNORR**

MORE CONSUMERS TO WIN OVER. MORE BRAND LOYALTY. MORE GREAT PRODUCTS. MORE
INGENUITY. COMPETITORS OUTSMARTED. GREATER RESPONSIBILITY. THERE'S NOTHING WRONG
WITH STAYING HUNGRY FOR SUCCESS. AND OUR GRADUATE PROGRAMME – WITH ITS EMPHASIS ON
BOTH PROFESSIONAL AND PERSONAL EVOLUTION – IS JUST THE APPETISER YOUR CAREER NEEDS.

**WANT MORE
WWW.UNILEVER.CH**

Could it be

